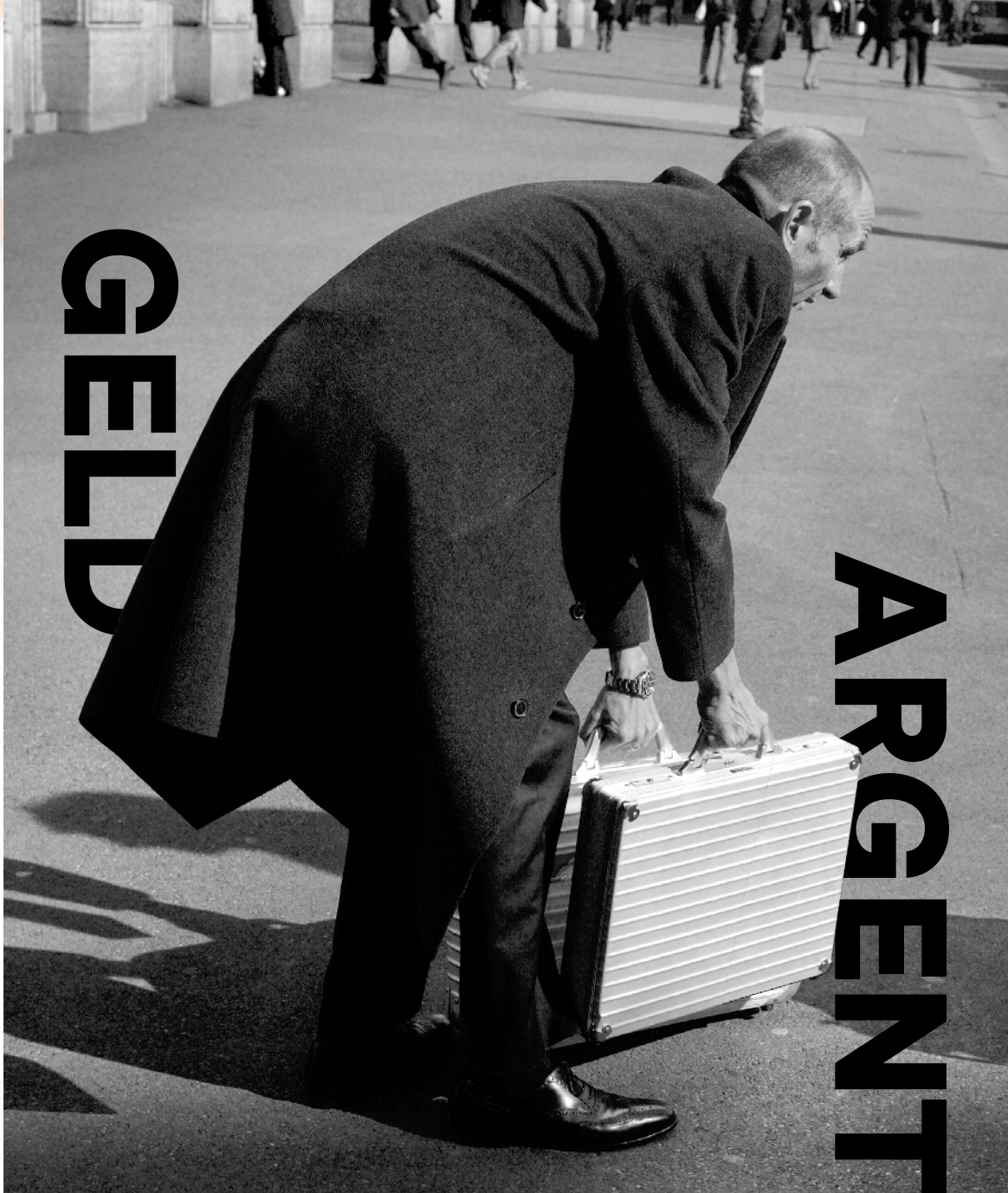


SAGW-Bulletin
3 | 2022

ASSU Accademia svizra da ciencias humanas e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali



Interview mit Cristina Urchuguía, **S. 8**
Digital Future\$. Ausblicke auf die Zukunft des Geldes, **S. 26**
L'effet chaud au cœur : donne-t-on pour se sentir bien ?, **p. 32**



Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär
Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär
Dr. Beat Immenhauser

Leiter Personal und Finanzen
Tom Hertig

Wissenschaftliche Mitarbeiter:innen
Dr. Sara Elmer
Dr. Romaine Farquet
Fabienne Jan, lic. ès lettres
Christian Weibel, lic. phil.

Kommunikation
Arnaud Gariépy, lic. ès sciences sociales
Christina Graf, MA
Dr. Heinz Nauer

Personal und Finanzen
Eva Bühler
Christine Kohler

Administration
Alexandra Lejeune
Gilles Nikles
Marie Steck

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien
Laupenstrasse 7
Postfach
3001 Bern

sagw@sagw.ch
E-Mail an die Mitarbeiter:innen:
vorname.nachname@sagw.ch

**Geld – seine Werte,
seine Wandlungen**

*L'argent – ses valeurs,
ses métamorphoses*

DOSSIER

Dossier GELD ARGENT

- 20 **Vorschau**
Heinz Nauer
- 21 **Warum funktionieren Tauschmittel?
Der gesellschaftliche Rahmen des Geldes**
Heinzpeter Znoj
- 26 **Digital Future\$: Ausblicke auf die
Zukunft des Geldes**
Axel Paul
- 32 **L'effet chaud au cœur : donne-t-on
pour se sentir bien ?**
Robin Timothée Bianchi
- 36 **Schulden in der Literatur: Mit Charles
Dickens im Schuldgefängnis**
Barbara Straumann
- 41 **Bildessay**
- 44 **Papierenes Zahlungsverprechen:
Wie Banknoten zu Bargeld wurden**
Inke Nyborg
- 48 **Geldgeschichten in transepochealer
Perspektive**
Olivia Denk
- 52 **Parole dalla ricerca**
Michele Moretti
- 54 **«Tatsächlich wissen wir nicht genau,
zu welchem Zweck die Münze erfunden
wurde.» Interview mit Rahel C.
Ackermann und Daniel Schmutz**
Christina Graf, Heinz Nauer

Vorschau

Geld – seine Werte, seine Wandlungen

Heinz Nauer

Obschon Geld einen so grossen Stellenwert in unserer Gesellschaft einnimmt, wissen die meisten von uns erstaunlich wenig darüber. Wo kommt das Geld her? Woraus bezieht es seinen Wert? Wie verhält sich das Geld zu alternativen Konzepten wie die Gabe oder die Spende? Wie sieht seine (digitale) Zukunft aus?

Geld, schrieb Fjodor Dostojewski in seinem Roman «Aufzeichnungen aus einem Totenhaus», sei «geprägte Freiheit»; für den Soziologen Georg Simmel war Geld der generelle Nenner allen sozialen und geistigen Lebens, der Gradmesser menschlicher Beziehungen und Sehnsüchte; für den Philosophen John Searle eine institutionelle Wirklichkeit, die durch Sprache geschaffen wird. Ja, wenn wir über Geld sprechen, wird es schnell kompliziert. Nicht einmal die Ökonomen sind sich einig, was Geld überhaupt ist: Für die einen ist es eine Ware, die durch Konvention zu einem Tauschmittel geworden ist, für die anderen nur ein Mass für die Schuld, in der wir gegenüber einem Gläubiger stehen, für wieder andere eine soziale Technologie, mit der wir uns in einem unüberblickbaren System wechselseitiger Zahlungsverprechen bewegen.

Das Dossier verfolgt einen multiperspektivischen Ansatz und versammelt Texte von drei Autorinnen und vier Autoren aus der Anthropologie, der Soziologie, der Philosophie und der Literaturwissenschaft, der Wirtschaftsgeschichte, der Numismatik und der Linguistik. Es wird ergänzt durch ein Interview über die Geschichte der Münze mit der Archäologin Rahel C. Ackermann und dem Historiker Daniel Schmutz. Im Zentrum stehen Geld als «Ding», sei es materiell als Münze oder Banknote, sei es immateriell als Stable- oder weitere Kryptocoins, und seine Werte, Wertzuschreibungen und Wandlungen in gesellschaftlicher Rahmung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

L'argent – ses valeurs, ses métamorphoses

Bien que l'argent occupe une place centrale dans notre société, la plupart d'entre nous en savent étonnamment peu. D'où vient-il ? D'où tire-t-il sa valeur ? Comment articuler l'argent avec les notions qui lui sont proches, tel le don ? À quoi ressemblera son avenir (numérique) ?

L'argent, écrivait Fiodor Dostoïevski dans son roman Souvenirs de la maison des morts, «c'est la liberté monnayée»; pour le sociologue Georg Simmel, l'argent était le dénominateur général de toute vie sociale et intellectuelle, la mesure des relations et des aspirations humaines ; pour le philosophe John Searle, une réalité institutionnelle créée par le langage. Et justement, quand on parle d'argent, cela devient vite compliqué. Même les économistes ne s'entendent pas sur ce qu'est l'argent : pour certain·e·s, il s'agit d'une marchandise devenue par convention un moyen d'échange ; pour d'autres, une mesure de la dette que nous avons envers un créancier ; pour d'autres encore, une technologie sociale qui nous permet de nous mouvoir dans un système inextricable de promesses de paiements réciproques.

Le dossier adopte une approche pluridisciplinaire et rassemble des textes de sept auteur·e·s issu·e·s de l'anthropologie, de la sociologie, de la philosophie, de la littérature, de l'histoire économique, de la numismatique et de la linguistique. Il est complété par un entretien sur l'histoire des pièces de monnaie avec l'archéologue Rahel C. Ackermann et l'historien Daniel Schmutz. Le dossier met l'accent sur l'argent en tant que « chose », dans sa double nature matérielle (tels les billets de banque ou les pièces de monnaie) et immatérielle (tels les stablecoins et autres cryptomonnaies), ainsi que sur ses valeurs, ses attributions de valeur et les différentes métamorphoses qu'il a connues et connaîtra au gré de son histoire dans le cadre social.

Warum funktionieren Tauschmittel?

Der gesellschaftliche Rahmen des Geldes

Heinzpeter Znoj

Geld als Tauschmittel wurde historisch erst möglich, nachdem der Austausch aus seiner ursprünglichen sozialen Eingebettetheit herausgelöst worden war. Dafür brauchte es einen staatlichen Rahmen und eine gesellschaftliche Individualisierung. Was das Geld scheinbar bewirkt, nämlich anonyme, sozial entlastete Beziehungen zwischen Transaktionspartnern, ist vielmehr die Voraussetzung, die das Funktionieren von Geld erst möglich macht. Auch die gegenwärtigen Geldexperimente wie Alternativ- und Kryptowährungen sind ein technologischer Ausdruck von Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmung des Austausches.

Geld wird heute gerne als im Grunde recht triviale, aber folgenreiche Erfindung betrachtet. Ursprünglich sei es ein Tauschmittel gewesen, welches den Austausch von Gütern und Leistungen, der zuvor umständlich hatte organisiert werden müssen, entscheidend erleichtert habe. Dieser Auffassung nach führte die spontane Verwendung allseits begehrter Waren als Tauschmittel und Wertmassstab schliesslich zu Geld, Preisen und Märkten. Dabei geht vergessen, dass es die Art des Austausches, in der Geld als Tauschmittel fungieren kann, die längste Zeit der menschlichen Geschichte gar nicht gegeben hat und nicht geben konnte. Denn in segmentären Gesellschaften, das heisst in verwandtschaftlich organisierten Gesellschaften ohne Zentralgewalt, dient der Austausch – Hand in Hand mit dem ökonomischen Nutzen – immer zunächst dem Aufbau und dem Unterhalt von Allianzen. Einen rein ökonomischen Tausch, in dem beliebige Partner Güter nach einem Warenwert mit Hilfe eines Tauschmittels gegeneinander austauschen, kann es deshalb dort gar nicht geben. Geld als Tauschmittel wurde erst möglich, nachdem der Austausch aus seiner ursprüng-

lich sozialen Eingebettetheit herausgelöst worden war. Dies ist historisch erst in Staaten geschehen, welche politische, rechtliche und ökonomische Institutionen bereitstellten, die den Austausch von seiner primären beziehungsstiftenden Funktion entlasteten. Dieser von konkreten sozialen Beziehungen abgelöste institutionelle Rahmen musste mit grossem Aufwand errichtet und aufrechterhalten werden, damit Geld seine Rolle als Tauschmittel spielen konnte. Dies war vor 2700 Jahren der Fall, als in Lydien erstmals geprägte Münzen zirkulierten – wenn auch wohl in einem eingeschränkten Kreis «freier» Menschen und für eine beschränkte Zahl tauschbarer Güter. Und es ist erst recht in unserer heutigen Gesellschaft der Fall, in der geldvermittelte Transaktionen fast den gesamten Austausch umfassen.

Geld braucht einen gesellschaftlichen Rahmen

Wirtschaftsanthropologische Untersuchungen zu Gabentausch und der Zirkulation von Prestigeobjekten belegen die unausweichliche soziale Eingebettetheit des Tausches in segmentären Gesellschaften. Die Tauschverhältnisse werden hier durch Tradition und Statusbeziehungen zwischen den Tauschpartnern festgelegt, nicht durch einen inhärenten Wert oder Preis der getauschten Güter. In frühen Staaten,



Gabentausch als politisches Ereignis. An einem «Potlatch» in Tsaxis, Vancouver Island (British Columbia) verteilt ein Kwakiutl-Chief Decken der Hudson Bay Company an Allianzpartner. (Bild: Wilhelm Kuhnert, nach einer Fotografie von O. C. Hastings).

welche ihre Bevölkerung mit zentralen Umverteilungsinstitutionen an sich banden, war der Austausch in Herrschaftsbeziehungen eingebettet. Den Tausch aus dieser sozialen Eingebettetheit so weit herauszulösen, dass allgemeine Tauschmittel, Preise und Märkte überhaupt möglich wurden, erforderte nicht nur institutionelle Innovationen wie Eigentums- und Vertragsrecht, sondern auch neue Normen der sozialen Interaktion, wonach Transaktionspartner einander als autonome Wirtschaftssubjekte gegenüberreten können. Mit anderen Worten: Geld hat einen gesellschaftlichen Rahmen – und dieser ist historisch erst spät und ausschliesslich in Staaten mit einer Schicht wirtschaftlich und rechtlich autonomer Akteure entstanden.

Der Gabentausch steht in der Logik der Beziehungspflege, nicht der ökonomischen Opportunität

Der Kulturanthropologe David Graeber hat sich in seinem Buch «Schulden – Die ersten 5000 Jahre»¹ darüber gewundert, dass Adam Smiths naive Theorie der Geldentstehung aus dem Tauschhandel selbst in ökonomischen Lehrbüchern immer noch breit akzeptiert ist. Smith hatte angenommen, dass die Menschen immer schon Tauschhandel betrieben hätten, dessen Vorteile aber solange kaum ausschöpfen konnten, als sie über kein geeignetes Tauschmittel verfügt hätten. Überall dort, wo der direkte Tauschhandel zu schwerfällig für die Bedürfnisse der Menschen geworden sei, habe Geld schliesslich geradezu aus Bequemlichkeit erfunden werden müssen.² Georg Simmel überbot in

1 Graeber (2014).

2 Smith (1776).

seiner «Philosophie des Geldes»³ (1900) Smiths Auffassung noch. Für ihn bestätigte der ethnographische Nachweis «primitiven Geldes» in vielen Weltgegenden, dass Geld in seiner elementarsten Form beinahe ebenso universell wie der Austausch selbst sei. David Graeber argumentiert dagegen, dass ein Blick in die ethnographische Literatur genüge, um diese Theorie der beiläufigen Entstehung des Geldes aus dem Tauschhandel zu widerlegen und zu erkennen, dass «primitive Gelder» in der vorkolonialen Praxis statusbegründende Zahlungsmittel beispielsweise bei Heiraten oder Rangfesten, nicht aber Tauschmittel waren.

In seinem Werk «Die Gabe – Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften»⁴ (1925) zeigte Marcel Mauss erstmals in einer vergleichenden Untersuchung auf breiter ethnographischer Basis, dass der Austausch in segmentären Gesellschaften ganz anderen Prinzipien folgt als in den zeitgenössischen staatlichen Gesellschaften. Er erkannte also, dass der Austausch je nach Gesellschaft unterschiedliche Formen und Funktionen annimmt. Die ethnographisch dokumentierten Formen des Gabentausches – wie das Kula-Tauschsystem der Trobriander vor der Ostküste Papua-Neuguineas⁵, der Potlatch an der kanadischen Nordwestküste⁶ und der matrimoniale Tausch in allen segmentären Gesellschaften⁷ – stiften Allianzen zwischen Individuen und zwischen Gruppen, die anschliessend durch periodische Reziprozität aufrechterhalten werden. Das bedeutet, dass der soziale Rahmen, in dem der Austausch in diesen Gesellschaften stattfindet, im Akt des Austausches selbst hergestellt und reproduziert wird. Weil der Austausch primär der Stiftung von Allianzen zwischen konkreten Personen und Gruppen dient, sind diese Menschen nicht frei in der Wahl, wem sie ihre Güter geben. Das Geben, Annehmen und Erwidern von Gaben folgt den politischen Erfordernissen des Beziehungsaufbaus und der Beziehungspflege, nicht der ökonomischen Opportunität, von wem die wertvollste Gegengabe zu erwarten ist.

In komplexen Staaten befreit ein institutioneller Rahmen in Form von Eigentumsgarantie, Vertragsrecht, Handelsgesellschaften und Marktplätzen den Austausch von seinen ursprünglichen beziehungsstiftenden Funktionen und ermöglicht so überhaupt erst die Tauschmittelfunktion von Geld und damit eine dynamische Marktwirtschaft. In sozialer Hinsicht ist der marktwirtschaftliche Tausch liquidierend.⁸ Das heisst, die an der Transaktion Beteiligten sind nach ihrem Abschluss quitt – sie schulden sich (idealiter) nichts mehr und stehen auch unter keiner Verpflichtung zu erneuten Transaktionen. Im Gegensatz dazu ist der Gabentausch – und tendenziell jeglicher Tausch in segmentären Gesellschaften – in sozialer Hinsicht nichtliquidierend,

Résumé

Aujourd'hui, l'argent est souvent considéré comme une invention somme toute triviale mais lourde de conséquences. À l'origine, il s'agissait d'un moyen facilitant considérablement l'échange de biens et de services, celui-ci ayant dû être auparavant organisé de manière fort laborieuse. Mais l'argent en tant que moyen d'échange n'est devenu historiquement possible qu'une fois que l'échange a été extrait de son encastrement social d'origine. Cela nécessitait un encadrement étatique et une individualisation sociale. Ce que l'argent semble donc entraîner, c'est-à-dire des relations anonymes et socialement allégées entre les partenaires de transaction, est bien plutôt la condition préalable qui rend possible son fonctionnement.

Nous ferions bien de prendre davantage conscience de l'encadrement social de l'argent, en nous demandant de quelle organisation sociétale notre argent est symptomatique. La vaste popularité des cryptomonnaies, par exemple, dont les utilisateurs et utilisatrices considèrent les transactions sans intermédiaires comme souhaitables, révèle non seulement une perte de confiance dans les institutions de l'État et de la société civile, mais aussi une baisse de la conscience que la confiance est un bien social précieux. Alors que les monnaies locales alternatives comme « Talente Vorarlberg » en Autriche ou les « Ithaca Hours » à New York misent sur la solidarité et représentent ainsi une utopie monétaire positive, les cryptomonnaies constituent leur pendant dystopique.

das heisst, er produziert Beziehungen in Form dauerhafter gegenseitiger Verpflichtungen, sodass selbst nach der Erwidern einer Gabe die Erwartung besteht, dass der Gabentausch fortgesetzt wird.

Es wäre aber falsch zu folgern, dass der liquidierende Transaktionsmodus, in dem unsere ökonomischen Transaktionen stattfinden, deswegen sozial neutral wäre. Tatsächlich verlangt er von uns eine spezifische, am Austausch interessierte, aber persönlich distanzierte Haltung unseren Transaktionspartnern gegenüber, die charakteristisch für die moderne Gesellschaft ist. Im liquidierenden Transaktionsmodus behandeln wir unsere Transaktionspartner als autonome ökonomische Subjekte – als Individuen, die aus irgendwelchen, uns grundsätzlich gleichgültigen Gründen an unseren Waren, Dienstleistungen oder unserem Geld interessiert sind.

Was das Geld also scheinbar bewirkt, nämlich anonyme, sozial entlastete Beziehungen zwischen Transaktionspartnern, ist vielmehr umgekehrt die Voraussetzung für das Funktionieren von Geld. Nur weil wir mithilfe unserer staatlichen und

3 Simmel (1900).

4 Mauss (1925).

5 Vgl. Malinowski (1922).

6 Vgl. Boas (1921) und Wolf (1999).

7 Vgl. Lévi-Strauss (1947).

8 Znoj (1995).

wirtschaftlichen Institutionen darauf verzichten können, mit unseren Transaktionen Allianzen zu stiften, in denen wir uns gegenseitig dauerhaft verpflichtet bleiben, wie das typisch für Gabenökonomien ist, können wir im Austausch systematisch den eigenen wirtschaftlichen Nutzen maximieren und kann das Geld als Tauschmittel in liquidierenden Transaktionen funktionieren. Der institutionelle Rahmen, die anonymisierte und technisierte Abwicklung von Transaktionen selbst, und unsere sozialen Kompetenzen als Kaufende und Verkaufende, greifen ineinander, um das Geld zu ermöglichen.

Selbst Kryptowährungen brauchen eine soziale Rahmung

Noch deutlicher als bei der Tauschmittelfunktion wird die soziale Rahmung des Geldes bei seiner Zahlungsmittelfunktion. Dies zeigt ein Vergleich unserer staatlichen Währungen wie Franken oder Euro mit arbeitszeitbasierten Lokalwährungen einerseits – zum Beispiel den «Talenten» in Vorarlberg oder den «Ithaca Hours» in Ithaca, New York – und mit Kryptowährungen andererseits. Alle drei Geldarten funktionieren als Tauschmittel insofern identisch, als sie liquidierende Transaktionen abzuwickeln helfen. Alle drei Währungen dienen zudem als Rechnungseinheit und sind Wertaufbewahrungsmittel. Grosse Unterschiede treten aber zutage, wenn sie als Zahlungsmittel betrachtet werden.

Staatliche Währungen sind innerhalb der staatlichen Territorien gesetzliche Zahlungsmittel. Sie stiften per gesetzlichen Zwang, was der Nationalökonom Georg Friedrich Knapp 1918 «Zahlungsgemeinschaften»⁹ genannt hat. Die Zahlungsgemeinschaften von alternativen Lokalwährungen oder von Kryptowährungen sind dagegen freiwillig. Entsprechend unterschiedlich verfasst sind die durch die drei Währungsarten gestifteten Kollektive. Bei staatlichen Währungen kann man sie als Gesellschaft oder als Öffentlichkeit bezeichnen, in welcher alle Menschen innerhalb eines Territoriums potenzielle Interaktionspartner sind. Demgegenüber konstituieren die genannten Komplementärwährungen exklusive Kollektive, die sich aufgrund spezifischer gemeinsamer Interessen zusammenschliessen.

Bei der Lokalwährung «Talente Vorarlberg» entspricht ein «Talent» jeweils einer Stunde Arbeit. Das bedeutet, dass sich die Mitglieder dieser Zahlungsgemeinschaft als Kollektiv verhalten, in dem gemäss der Marx'schen Devise: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!» Güter und Leistungen ausgetauscht werden. Diese egalitäre Norm verhindert, dass ein preisbildender Markt entstehen kann. Es ist offensichtlich, dass ein solches Geldsystem eine ausserordentliche Solidarität unter allen Teilnehmenden voraussetzt und insofern Ausdruck ebendieses solidarischen sozialen Rahmens ist, den eine exklusive Gruppe dafür Engagierter aufrechterhält.

Die erste Kryptowährung wurde 2009 geschaffen, damit sich Transaktionspartner unabhängig vom Vertrauen in Drittparteien machen konnten, welche bis dahin notwendig waren, um den elektronischen Zahlungsverkehr mit staatlichem Geld sicherzustellen.¹⁰ Seither teilen die Mitglieder der Zahlungsgemeinschaften von Kryptowährungen die Überzeugung, dass elektronische Transaktionen ohne Vertrauen in vermittelnde Akteure möglich und erstrebenswert sind. Anstelle des Vertrauens in Online-Verkaufsplattformen, Kreditkartenbetreiber und Banken sichert ein kompetitives Buchhaltungssystem mit teilweise sehr hohem Rechenaufwand und Energieverbrauch die Transaktionen ab. Während so die Kryptowährungen vordergründig als «reines» Tauschmittel ohne Einbettung in staatliche und vertrauenswürdige privatwirtschaftliche Institutionen funktionieren, bleiben die getauschten Güter und Leistungen selbst auf Eigentumssicherung und Konfliktmediation durch diese Institutionen angewiesen. Indirekt haben also selbst die anonymsten Kryptowährungen den üblichen sozialen Rahmen von Geld.

Wir täten gut daran, uns der gesellschaftlichen Rahmung des Geldes stärker bewusst zu werden, indem wir uns fragen, für welche gesellschaftliche Verfassung unser Geld symptomatisch ist. Die breite Popularität von Kryptowährungen, deren Benutzer vertrauenslose Transaktionen als erstrebenswert betrachten, spiegelt einen Verlust nicht nur des Vertrauens in staatliche und zivilgesellschaftliche Institutionen wider, sondern auch des Bewusstseins, dass Vertrauen ein kostbares gesellschaftliches Gut ist. Während zeitbasierte alternative Währungen eine positive Geldutopie darstellen, bilden Kryptowährungen ihr dystopisches Gegenstück.

●

9 Knapp (1918).

10 Nakamoto (2009).

Literatur

- Boas, Franz (1921): Ethnology of the Kwakiutl, based on data collected by George Hunt. Washington.
- Graeber, David (2014): Schulden – Die ersten 5000 Jahre. München.
- Knapp, Georg Friedrich (1918): Staatliche Theorie des Geldes. München und Leipzig.
- Lévi-Strauss, Claude (1947). Les structures élémentaires de la parenté. Paris.
- Mauss, Marcel (1989, erstmals 1925): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt a/M.
- Malinowski, Bronislaw (1922): Argonauts of the Western Pacific. London.
- Nakamoto, Satoshi (2009): Bitcoin: A Peer-to-Peer Electronic Cash System. www.bitcoin.org.
- Simmel, Georg (1900): Philosophie des Geldes. Leipzig.
- Smith, Adam (1776): An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. London.
- Wolf, Eric (1999): Envisioning Power. Ideologies of Dominance and Crisis. Berkeley.
- Znoj, Heinzpeter (1995): Tausch und Geld in Zentralsumatra. Zur Kritik des Schuldbegriffs in der Wirtschaftsethnologie. Berlin.
- Znoj, Heinzpeter (2015): Anders Wirtschaften. Gespräche mit Leuten, die es versuchen. Zürich.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7372293>

Zum Autor

Heinzpeter Znoj ist Professor am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Gesellschaften und Geschichte Südostasiens, ökonomische Anthropologie (Tauschtheorien, Anthropologie der Arbeit) und Verwandtschafts- und Gender-Anthropologie.



Digital Future\$

Ausblicke auf die Zukunft des Geldes

Axel T. Paul

Geld hat sich seit seiner Entstehung vor Jahrtausenden schrittweise entmaterialisiert – von abgewogenen Edelmetallen über papierene Kontobücher bis zu Kryptowährungen. Das «Wesen» des Geldes lag aber nie in seiner besonderen Materialität. Hinter der Digitalisierung des Geldes, wie wir sie heute beobachten, steckt weit mehr als ein neuerlicher Formwandel des Geldes.

«Prognosen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen.» Sicher sein dürfte indes, dass die Zukunft des Geldes digital ist. Doch ist diese Vorhersage nicht ebenso banal und selbstverständlich wie das Bonmot selbst? Ist Geld denn nicht längst digital, *auch* digital zumindest? Ist Bargeld, sind Scheine und Münzen denn nicht selbst in einem in Gelddingen eher traditionalistischen Land wie der Schweiz ein blosses zum Verschwinden verdammtes Relikt? Ist diese Prognose mithin gar keine Prognose, sondern eine schlichte Feststellung?

Ja natürlich, insofern wir alle oder wenigstens die allermeisten von uns ein Bankkonto besitzen, das nicht etwa ein Schliessfach ist, in dem materielles Geld liegt, sondern ein mittlerweile nur noch digitaler, mit unserem Namen verknüpfter Eintrag in einer elektronischen Datenbank. Zudem besitzen wir fast alle eine Geld- und eine Kreditkarte, zahlen viele von uns mittlerweile kontaktlos mit ihrem Handy. Wir kaufen im Internet ein, indem wir ein paar Zahlen eintippen, per Mausklick eine Überweisung tätigen oder einen QR-Code scannen. All das ist bequem, verführerisch, und wird immer bequemer. Und selbst wer bislang lieber bar bezahlt hat, war in der Corona-Pandemie gehalten, es nun doch digital zu tun.

Geld ist eine Denkform

Versteht man unter der Digitalität des Geldes seine elektronische Existenz, dann ist sie wahrlich nicht neu. Näher besehen liegt seine Digitalität auf einer langen historischen Linie einer schrittweisen Entmaterialisierung: von abgewogenen Edelmetallen über geprägte Münzen und bedruckte Scheine hin zu in papierenen Kontobüchern und schliesslich auf elektronischen Datenträgern vermerkten Mengenangaben von Währungseinheiten. Eine solche Geldgeschichte darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass schon die Anfänge des Geldes in einer gewissermassen immer schon immateriellen Buchhaltung zu suchen sind und das «Wesen» des Geldes überhaupt noch nie in seiner besonderen Materialität gelegen hat. Zwar haben materielle Objekte immer wieder Geldfunktionen übernommen und insbesondere als Tauschmittel oder Wertspeicher fungiert; die grundlegende oder «eigentliche» Funktion des Geldes, verschiedenste (schon von Beginn an auch immaterielle) «Dinge» als in lediglich gedachten Werteinheiten vergleichbar zu machen, ist jedoch ein kognitiver, anfänglich rituell, später administrativ oder schriftlich gestützter, an sich jedoch immaterieller und gegenstandsindifferenter Akt. Geld ist zunächst und vor allem eine Denkform. Daran, wie auch an den anderen Funktionen, die Geld übernehmen kann, ändert sein materieller Formwandel gar nichts.

Ändert das Geld seine Form, bleibt das nicht ohne Folgen

Das heisst allerdings nicht, dass «ein Geld» oder besser eine bestimmte Währung stets alle Geldfunktionen übernehmen muss. Aktuelle Entwicklungen deuten vielmehr in die entgegengesetzte Richtung. Ebenso wenig bedeutet die Unterscheidung von «akzidentiellem Geldkörper» und «essentieller Geldfunktion» – der, Werte zu messen –, dass der Formwandel des Geldes in jedem Fall folgenlos wäre. Aus der Geschichte lassen sich vielmehr etliche Beispiele dafür anführen, dass ein Gestaltwandel des Geldes weitreichende Effekte zeitigt. So hat die antike Erfindung der Münze den Handel stimuliert oder haben Geldscheine die Geldmenge von der Verfügung über reale (Edelmetall-)Ressourcen befreit. Seitdem so gut wie jede Person über ein Bankkonto verfügt, haben private Geschäftsbanken die staatlichen Zentralbanken als eigentliche Geldschöpfungsinstanz abgelöst. Die Bargeldlosigkeit, die inzwischen auch den alltäglichen Einkauf erfasst hat, macht den «Tausch» unsichtbar und lässt die Käufer allzu leicht vergessen, dass sie für den Erwerb einer Ware etwas aufgeben müssen, einen Teil ihres Geldes nämlich; eine gesteigerte Ausgabebereitschaft, auch steigende Schuldensaldi sind die Folge.

Vier Typen digitaler Währungen

Was also ist neu? Was kann, was soll es bedeuten, die Zukunft des Geldes als digital zu bezeichnen? Vielleicht könnte man sagen, neu sei die enorme Geschwindigkeit, mit der heute monetäre Transaktionen abgewickelt werden. Damit ist wohlgerne nicht allein der von einer zu einer anderen Stelle gesandte elektronische Impuls gemeint. Auch die Bonitätsprüfung eines Käufers oder die Saldierung von Zahlungseingängen laufen heute in der Regel automatisiert ab. Wir sollten uns also nicht darüber wundern, dass seit einigen Jahren eine Bankfiliale nach den anderen schliesst, sondern darüber, dass es so lange noch so viele gab. Allerdings gilt diese Beschleunigung nicht erst, vermutlich nicht einmal in erster Linie, für zukünftiges Geld, sondern auch für herkömmliche Formen der Zahlung. Auch die Geschwindigkeit scheidet damit als Novum aus. Neu ist hingegen, die Vermehrung digitaler Währungen. Dabei lassen sich vier Typen unterscheiden.



In Kenia funktioniert der tägliche Zahlungsverkehr weitgehend über die Mobile-App «M-Pesa». Die Aufnahme zeigt einen M-Pesa-Kiosk in Nairobi (2016).



Speicheranlagen der Firma Alpine Mining in Gondo, Kanton Wallis. Die Rechenleistung der «Kryptowährungs-Mine» dient der Absicherung von Blockchain und Blockchain-Transaktionen (Aufnahme von 2018).

1. Komplementäre Bezahlssysteme: «WIR-Geld», «M-Pesa», «PayPal»

Erstens bereits mehr oder weniger etablierte bereichsspezifische, komplementäre oder auch «parasitäre» Bezahlssysteme, die entweder eine Ergänzung zu dominanten Währungen darstellen oder herkömmlichen Zahlungskreisläufen aufsitzen. Ein Beispiel für eine digitale Komplementärwährung wäre das schweizerische genossenschaftliche «WIR-Geld». Lediglich parasitär und im strengen Sinne mithin gar keine eigene Währung ist etwa das zunächst in Kenia eingeführte und dort extrem erfolgreiche, mittlerweile jedoch auch in anderen Teilen der Welt gebräuchliche «M-Pesa». Es handelte sich dabei zunächst nur um ein mobilfunkbasiertes (M = mobil) System zur Überweisung von kleineren Geldbeträgen («pesa» bedeutet Bargeld auf Swahili). Die im System gespeicherten und bewegten Geldbeträge wurden von den Nutzern allerdings zunehmend anstelle der offiziellen Währung gebraucht, weshalb der kenianische Staat sich gezwungen sah, M-Pesa zu regulieren und fest an den kenianischen Schilling zu binden.

Auch ein global genutzter Online-Zahlungsdienstleister wie «PayPal» hätte das Potenzial, auf Basis der von ihm umgeschlagenen Geldbeträge eine eigene Währung zu emittieren; das Geschäftsmodell bestand und besteht jedoch darin, Kunden und Verkäufern lediglich den unter Umständen nur noch virtuellen Gang zur Bank zu ersparen und deren Zahlungen im Vorgriff auf eine spätere, selbstredend gebührenpflichtige Verrechnung mit ihren dortigen Guthaben abzuwickeln. PayPal und M-Pesa fungieren also nur als zum Bankensystem zusätzliche Kanäle, durch welches staatliche Währungen geleitet werden können. Auch das WIR-Geld ist zwar im Verhältnis 1:1 an den Schweizer Franken gebunden, dennoch stellt es ein alternatives oder vielmehr komplementäres Tausch- oder Zahlungsmittel dar.

2. Nicht staatliche Kryptowährungen: Bitcoin & Co.

Einen zweiten, tatsächlich neuen Typ bilden die in der jüngeren Vergangenheit entwickelten Kryptowährungen, unter denen Bitcoin die bekannteste ist. Andere wären Ethereum oder Ripple. Man spricht von Kryptowährungen, weil es sich um aufwendig verschlüsselte und deswegen weitgehend fälschungssichere Gelder handelt. Nicht weniger wichtig ist indes ihre «Nicht-Staatlichkeit». Denn es handelt sich bei Kryptowährungen um Gelder, die der Kontrolle durch Zentralbanken oder allgemeiner noch der unter Umständen politisch motivierten Manipulation durch staatliche Instanzen entzogen sind. Aber auch Banken werden dadurch umgangen, dass Nutzer dieser Währung direkt, wenn auch unter Gebrauch einer komplexen technischen Infrastruktur, miteinander «handeln».

Von anarcho-libertären IT-Tüftlern als prinzipielle Alternative zu staatlichen Währungen erdacht, haben Kryptowährungen sich freilich schnell und beinahe unvermeidlich zu Spekulationsobjekten von kapitalkräftigen Investoren, aber auch zockenden Kleinanlegern gemauert. Beinahe unvermeidlich deshalb, weil ihre Fälschungssicherheit in der Praxis mit einem selbst unter Zuhilfenahme von Hochleistungsrechnern erheblichen Aufwand (nicht zuletzt von Energie) einhergeht und einige von ihnen, wie der Bitcoin, zudem in ihrer absoluten Menge begrenzt sind. Sie sind deshalb umständlich zu handhaben und, wenn nicht strukturell deflationär, also einem langfristigen Aufwertungsdruck ausgesetzt, so doch allein schon durch grössere Transaktionen erheblichen Wertschwankungen unterworfen und damit vor allem für Spekulanten attraktiv. Sie taugen weder als Tauschmittel noch als Wertstandard.

3. Währungen im geschlossenen Netzwerk: Stablecoins

Die Typen drei und vier spielen praktisch bislang zwar kaum eine Rolle, ja, es gibt sie im Wesentlichen nur erst konzeptionell, sie sind aber alles andere als blosse Zukunftsmusik. Bei Typ drei handelt es sich wiederum um private digitale Gelder, die im Idealfall ähnlich fälschungssicher sind wie Kryptowährungen, jedoch bequem zu gebrauchen und ausserdem äussert wertstabil, weshalb sie «Stablecoins» genannt werden. Ihre Wertstabilität soll durch eine feste Koppelung an einen Währungskorb oder sonstige handelbare Vermögenswerte erreicht werden; bequem im Gebrauch sind diese Coins, weil ihre Echtheitsprüfung nicht an die einzelnen Transaktionen geknüpft, sondern innerhalb eines geschlossenen Netzwerks zentral vorgenommen wird. Der Stablecoin, welchem in den letzten Jahren die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wurde, hat allerdings nie das Licht der Welt erblickt: Die von Facebook beziehungsweise Meta geplante Emission einer zunächst «Libra» und dann «Diem» genannten Digitalwährung wurde Anfang 2022 abgeblasen, nachdem das Projekt auf viel Widerstand seitens der USA und der Europäischen Union gestossen war.

Résumé

Depuis sa création il y a des millénaires, l'argent et ses différentes formes se sont progressivement dématérialisés : d'abord métaux précieux pesés, puis pièces de monnaie frappées et billets imprimés, ensuite quantités d'unités monétaires inscrites dans des livres de comptes en papier et, finalement, unités monétaires inscrites sur des supports de données électroniques. L'avenir de l'argent est numérique. Mais son « essence » n'a jamais résidé dans une matérialité particulière. Derrière la numérisation de l'argent telle que nous l'observons aujourd'hui, il y a bien plus qu'un simple changement de forme : ce que la numérisation de l'argent apporte, c'est premièrement une « désintermédiation » (disintermediation), c'est-à-dire un contournement ou même une suppression des acteurs traditionnels, privés et étatiques des marchés financiers, en particulier des banques ; deuxièmement, une concurrence déterritorialisée, nouvelle sous cette forme, entre les monnaies privées et étatiques, mais aussi entre les monnaies privées et étatiques entre elles ; et troisièmement, la « datafication » de l'argent et des flux de paiement dans le sens d'une création algorithmique, d'une exploitation et d'une instrumentalisation de profils d'utilisateurs monétarisés.

4. Digitalwährungen der Zentralbanken: digitaler Dollar, Euro oder Schweizer Franken

Gleichwohl war es eben dieser Plan einer von einem privaten Weltkonzern und damit der staatlichen Kontrolle entzogenen Emission einer möglicherweise attraktiven Währung, der die grossen geldpolitischen Akteure, an erster Stelle die US-amerikanische und die Europäische Zentralbank, dazu bewogen hat, die baldige Ergänzung des Dollar und des Euro-Bargelds durch eine digitale Variante in Angriff zu nehmen. Ein digitaler Dollar oder Euro, aber auch ein digitaler Schweizer Franken, sind der hypothetische vierte Typ neuartiger digitaler Währungen. Diese «central bank digital currencies» (CBDCs) gibt es noch nicht, wohl aber den digitalen «Sand Dollar» der Bahamas oder den bislang zwar nur innerhalb Chinas nutzbaren, dort aber längst gebräuchlichen digitalen Yuan.

Worin bestand die Gefahr, die staatliche Stellen am Horizont aufziehen sahen? Was veranlasste sie zum sofortigen Handeln? Wer auf privaten Plattformen wie Facebook unterwegs ist und sich dort von «Freunden» Kaufempfehlungen geben oder durch personalisierte Werbung zum Kauf eines bestimmten Produkts anregen lässt, für den wäre es bequem, entsprechende Transaktionen gleich in der Währung und über die Zahlungskanäle der Plattform selbst abwickeln zu können. Der entscheidende Unterscheid zu bisherigen Online-Zahlungsdienstleistern bestünde darin, dass nicht mehr etwa via PayPal mit Franken, Euro oder Dollar, sondern via Facebook mit Libra oder Diem bezahlt würde. Diese wären vor oder im Zuge eines Einkaufs mit gewöhnlichen Währungen zu erstehen. Das Ziel von Stablecoin-Emittenten besteht indes darin, die Nutzer innerhalb des eigenen Netzwerks so umfassend zu versorgen, dass sie es möglichst selten, idealerweise gar nicht mehr verlassen. Wäre ein Stablecoin nun auch noch wertstabil, würde die Kaufkraft eines Diem weniger schwanken als die eines Franken, dann, so die Befürchtung staatlicher Autoritäten, könnten die Geldnutzer beginnen, immer mehr Transaktionen über das private Netzwerk und vor allem in der neuen Währung abzuwickeln und eines Tages vielleicht sogar in Diem statt in Franken zu rechnen. Den Staaten entgingen damit nicht nur bisher direkt beim Kauf erhobene Steuern, sondern sie verlören auch konventionelle geldpolitische Einflussmöglichkeiten.

Vollgeldreform durch die Hintertür?

Die CBDCs ihrerseits wären nicht bloss eine formale, belanglose Ergänzung der herkömmlichen Mittel und Wege unseres ohnehin schon weitgehend bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Sollte die Schweizerische Nationalbank einen digitalen Franken zum offiziellen Geld erklären und liesse sich dieses etwa mittels Karten und Apps von den Geldnutzern ebenso einfach halten und gebrauchen wie ein Konto bei einer privaten Geschäftsbank, wäre dies so etwas wie eine Vollgeldreform durch die Hintertür.

Die Idee des Vollgelds besteht darin, das durch das Banken- und Finanzsystem mindestens durchlöchernte, wenn nicht ausgehöhlte Geldschöpfungsmonopol der Zentralbanken wiederherzustellen. Wäre unser Geld digitales Zentralbankgeld und kein blosses Versprechen unserer Banken, die bei ihnen vermerkten Wertschriften auf Verlangen in von der Zentralbank emittiertes Bar- oder «eigentliches» Geld umzutauschen, würde staatliche Geldmengensteuerung von einem derzeit bestenfalls kommunikativen Effekt zu einem effektiven technischen Instrument. Auch eine Negativzinspolitik, die wirtschaftliche Aktivitäten stimuliert, liesse sich nicht mehr durch eine Flucht ins Bargeld umgehen, zumindest nicht solange die Geldhalter den Währungsraum nicht verlassen. Weiterhin wären Zentralbanken in der Lage, in Krisenzeiten von einer giesskannenartigen Ausweitung der Geldmenge auf gezielte Liquiditätsinjektionen in besonders betroffene, kritische Sektoren der Wirtschaft umzustellen. Denn sofern die Akteure ihre Geschäfte in CBDC abwickeln, weiss die Zentralbank, wo «ihr» Geld liegt und vor allem, wo es fehlt.

Data is money, and money is data

Digitales Geld ist nicht anonym; es hinterlässt Spuren, egal in welcher Form. Dies gilt streng genommen selbst für einen Bitcoin, dessen Gebrauch innerhalb des Netzwerks zwar keinen fixen «Adressen» zugerechnet werden kann, der aber selbst im Grunde aus nichts anderem besteht als der Aufzeichnung der mit seiner Hilfe abgewickelten Transaktionen; gleichwohl bleibt richtig, dass für die Bitcoin-Nutzer die Anonymität erst dort endet, wo sie das Netzwerk verlassen. Nur ist eben die Umständlichkeit der Anonymisierung ein wesentlicher Grund für die Untauglichkeit des Bitcoins als Tausch- und Zahlungsmittel. Vielmehr liegt der Reiz digitaler Gelder für Emittenten beziehungsweise für die Betreiber von Plattformen gerade darin, dass sie erfahren, wer wann und wo was mit seinem Geld macht. Für die Nutzer von Stablecoins gilt im Prinzip weiterhin, dass sie, zumindest innerhalb «ihres» Netzwerks, wann immer sie wollen, von wem auch immer, was immer sie wollen, kaufen können; für die Eigner oder Betreiber einer Plattform aber zählt, dass sie, wie schon durch die blosser Beobachtung des Verhaltens und damit der Interessen ihrer Nutzern, durch die Beobachtung qua Digitalität repersonalisierbarer Zahlungen noch besser einschätzen können, was ihren Nutzern wie viel genau wert ist. Nicht nur lassen sich persönliche Daten erfolgreich monetarisieren, auch und gerade umgekehrt gilt, dass Wissen um individuelle Zahlungen selbst ein besonders wertvolles Wissen ist. Kurz: *data is money, and money is data*.

Wer das Zahlungsverhalten kontrolliert, kann auch das Sozialverhalten steuern

Dass «soziale» Netzwerke ihren Nutzern eigene Währungen anbieten, mit denen diese untereinander auch ökonomisch in Kontakt treten können, wäre allerdings nicht nur ein weiteres «feature», das ihre Attraktivität erhöht und zugleich als originäre Datenquelle fungiert. Da derartige «soziomonetäre» Netzwerke Zahlungen einerseits nicht nur erleichtern und zu überwachen (gegebenenfalls allerdings auch zu unterbinden) erlauben, über Geld überhaupt zu verfügen, andererseits jedoch eine sehr allgemeine Voraussetzung dafür ist, am alltäglichen Leben teilnehmen zu können, bergen sie das Potenzial, über die Kontrolle des Zahlungsverhaltens der Nutzern deren Verhalten in vielerlei Hinsicht zu konditionieren. Wer zu viele ungesunde Nahrungsmittel in seinen virtuellen Einkaufswagen legt, dem könnte der Gang zur Kasse verwehrt werden; wer «falsche» oder «gefährliche» Ansichten äussert, dem liesse sich der Überziehungskredit streichen; wer seine Verkehrsbussen nicht zahlt, bekäme keinen Termin beim Bevölkerungsamt. Plattformen, über die eine Vielzahl, vielleicht sogar die Mehrzahl aller persönlichen Interaktionen und monetären Transaktionen abgewickelt würde, bildeten gar die technische Infrastruktur eines generalisierten «social scoring», einer neuen, digitalen Form der sozialen Steuerung.

Hinter der Digitalisierung des Geldes steckt also mehr als ein weiterer blosser Formwandel des Geldes; auch mit der digitalen Beschleunigung des Zahlungsverkehrs ist bestenfalls ein Nebenaspekt benannt; und selbst die Vervielfältigung von Zahlungsformen und Währungen ist noch nicht das eigentlich Neue. Was die Digitalisierung des Geldes mit sich bringt, sind vielmehr erstens eine «Disintermediation», eine Umgehung oder gar Ausschaltung von traditionellen, privaten und staatlichen Finanzmarktakteuren, insbesondere der Banken; zweitens eine zwar nicht grundsätzlich, wohl aber in dieser Form neue, tendenziell globale, zumindest entterritorialisierte Konkurrenz zwischen privaten und staatlichen Geldern, aber auch von privaten und staatlichen Währungen untereinander; und drittens die «Datafizierung» des Geldes und der Zahlungsströme im Sinne einer algorithmischen Erstellung, Auswertung und Instrumentalisierung von monetarisierten Nutzerprofilen.

Literatur

- Brunnermeier, Markus K., Harold James und Jean-Pierre Landau (2019): The Digitalization of Money (NBER Working Paper 26300), <https://doi.org/10.3386/w26300>.
- Paul, Axel T. (2017): Theorie des Geldes zur Einführung, Hamburg.
- Swartz, Lana (2020): New Money: How Payment Became Social Media, Yale University Press, <https://doi.org/10.2307/j.ctv10sm94k>.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7357794>

Zum Autor

Axel T. Paul ist Ordinarius für Allgemeine Soziologie an der Universität Basel. Er forscht und schreibt über die Themen Gesellschaftsgeschichte, Geld und Gewalt.



L'effet chaud au cœur : donne-t-on pour se sentir bien ?

Robin Timothée Bianchi¹

Pourquoi faisons-nous des dons ? Le fait que nous en retirions du plaisir, sous la forme d'une sensation de chaud au cœur, à laquelle on donne le nom de *warm glow feeling* en anglais, a récemment reçu une attention particulière de la part de certains économistes² en tant que potentielle réponse à cette question. Toutefois, si dépenser son argent pour le bien d'autrui rend indéniablement heureux et heureuse, doit-on en conclure que c'est dans le but de faire l'expérience du *warm glow* que les gens font le choix de donner ? La réponse est loin d'être évidente, comme le montre un bref examen des aspects éthiques, psychologiques et motivationnels de notre rapport au don.

L'intérêt des chercheurs et chercheuses pour ce qui est présenté comme un plaisir typiquement philanthropique n'est guère surprenant. En effet, le don, soit le transfert unilatéral et volontaire d'une partie de ses ressources financières, reste une énigme d'un point de vue motivationnel³ : pourquoi une personne rationnelle s'engagerait-elle dans un comportement qui ne lui rapporte rien et ne génère chez elle qu'une perte d'argent ? Une option plausible consiste à dire que les donateurs et donatrices retirent un bénéfice personnel de leur action caritative, sous la forme d'un épisode affectif plaisant. Mais avant d'examiner cette hypothèse, demandons-nous ce qu'est exactement le *warm glow*.

De quel épisode affectif s'agit-il ? Notons que nous en savons peu sur la nature même de ce plaisir. Les termes de « plaisir » ou de « sensations agréables », dans ce contexte, nous indiquent uniquement le « caractère » positif de l'expérience. Cela ne nous dit rien sur la nature des émotions que les donateurs et donatrices ressentent. S'agit-il de la

1 Je souhaiterais remercier Emma Tieffenbach pour ses précieux commentaires sur une version précédente de cet article.

2 Par exemple Andreoni (2006).

3 Voir Tieffenbach (2021).

fierté d'accomplir une action morale ? du soulagement de la culpabilité d'être bien loti·e·s ? de compassion ? De même, nous en savons peu sur les raisons qui sous-tendent les expériences affectives réunies sous la notion *warm glow*. Les personnes qui font un don se sentent-elles bien en vertu de leur bonne décision ? Ou se sentent-elles bien en vertu de la mise en œuvre de leur décision ? Le plaisir ressenti est-il fonction de la « quantité de bien » créée par l'action de donner ? Ce sont autant de questions sans réponse définitive.

À première vue, l'hypothèse selon laquelle les donatrices et donateurs sont motivés par un *warm glow* semble appuyée par la recherche sur la psychologie des comportements « prosociaux », c'est-à-dire les comportements qui promeuvent le bien d'autrui. Toutefois, si le lien causal entre les actions généreuses et le plaisir ne fait aucun doute – dépenser son argent pour le bien d'autrui rend heureux et heureuse –, doit-on en conclure que c'est dans le but de faire l'expérience du *warm glow* que les gens font le choix de donner ? Et, si c'est le cas, suffit-il de faire des dons pour se sentir mieux ? Comme nous allons le voir, la réponse à ces questions est loin d'être évidente.

Don et plaisir : un moyen pour une fin ?

Il n'est guère étonnant que, dans grand nombre de cas, dépenser son argent à des fins personnelles, telles qu'une semaine de vacances à l'étranger ou un repas gastronomique, procure du plaisir ou du bien-être. Ce qui semble plus surprenant, en revanche, c'est le fait que dépenser son argent à des fins altruistes serait également un moyen de se procurer bonheur et plaisir. En réalité, d'après les recherches en psychologie sur la question, dépenser son argent pour le bien d'autrui pourrait même constituer une source plus importante de bien-être et de satisfaction que les dépenses à des fins personnelles⁴.

Ce fait n'est pas anodin, car il suggère que donner une somme d'argent à une organisation philanthropique rapporte au donateur ou à la donatrice un bénéfice de nature psychologique et qui, potentiellement, l'emporterait sur le coût financier encouru. En d'autres termes, cela signifie que dépenser son argent à des fins altruistes compenserait la frustration générée par le fait d'avoir moins d'argent à dépenser pour soi-même. Ainsi, de la perspective de notre intérêt personnel, il semble que le *warm glow* nous fournisse une raison « égoïste » de dépenser notre argent à des fins altruistes.

Dans cette optique, certain·e·s partisan·e·s du mouvement *Altruisme efficace* encouragent même à donner afin de goûter aux sensations agréables que le don procure⁵. Loin d'être les seuls à prôner la poursuite du *warm glow* par le biais du don, les slogans de collectes de fonds qui invoquent les bienfaits psychologiques du don pour inciter les donateurs et donatrices sont somme toute communs, comme le remarquent la psychologue Lalin Anik et ses collègues⁶.

Cary Ennis, *Glow from a Growing Heart*
(*Le souffle d'un cœur en fleurs*), peinture à l'huile, 2020.



4 Dunn et al. (2011).

5 Voir : <https://www.givingwhatwecan.org/post/2020/11/how-to-buy-happiness/> et <https://www.givingwhatwecan.org/get-involved/giving-and-happiness>.

6 Anik et al. (2009).

Cependant, ce constat soulève des questions éthiques importantes. Même s'il s'avère que dépenser son argent de façon altruiste constitue une plus grande source de bien-être et de satisfaction que de le dépenser à des fins personnelles, et que nous sommes généralement enclin·e·s à poursuivre notre satisfaction par le biais de nos actions, il n'est pas évident que ce soit pour cette raison que nous *devrions* donner notre argent. Du moins, c'est ce que suggère l'idée selon laquelle les motifs, et non seulement les conséquences de nos actions, sont pertinents pour évaluer leur qualité morale. Après tout, donner dans le but de ressentir le plaisir de donner ne semble pas être une *bonne* raison de donner, ce que confirme l'intuition selon laquelle la personne qui donne dans un tel but nous apparaîtra moins digne d'éloges que celle qui est animée par la perspective de faire le bien de son bénéficiaire.

Par ailleurs, si les gens donnent dans le but de faire l'expérience du *warm glow*, la question se pose de savoir s'il est éthiquement admissible de promettre cette expérience plaisante aux individus dont on sollicite les dons. En effet, on ne peut pas écarter la possibilité que, s'il est régulièrement sollicité, notre désir de *warm glow* ne se substitue, plutôt qu'il ne s'ajoute, à nos motivations altruistes et qu'en conséquence le volume de nos donations diminue.

Le *warm glow* est-il le motif du don ?

Sur le plan motivationnel, on peut noter que l'hypothèse selon laquelle les dons sont motivés par un *warm glow* ne peut pas être soutenue seulement par l'observation d'un lien entre donner et éprouver du plaisir. En effet, il faut se garder de commettre l'erreur de débutante qui consiste à inférer les motifs des donatrices et donateurs à partir de l'observation qu'ils ressentent effectivement une sensation agréable. Par analogie, on ne peut pas conclure du fait qu'un paquebot consomme du charbon pendant son voyage transatlantique que le but de sa traversée est de consommer du charbon. Ainsi, c'est une chose que d'observer que les personnes qui donnent font souvent l'expérience d'un *warm glow*. C'en est une autre que de montrer qu'elles donnent *dans le but* d'obtenir une telle expérience. C'est aux sciences empiriques qu'il incombe d'infirmier ou de confirmer cette hypothèse.

Néanmoins, certains philosophes s'attaquent à l'hypothèse même. Le problème, selon eux, n'est pas le manque de plausibilité de cette hypothèse, mais son caractère insensé. L'un de ces philosophes, Jon Elster, affirme que si le *warm glow* était en effet ce qui motive le don, les donatrices et donateurs qui feraient l'expérience de ce plaisir devraient ignorer qu'ils sont motivés par l'obtention d'un tel plaisir⁷. Regardons de plus près l'argument qu'il avance à ce sujet.

Zusammenfassung

Warum spenden wir? Die Wirtschaftswissenschaften suchen mögliche Antworten in der Tatsache, dass wir dabei Freude empfinden, es uns beim Spenden warm ums Herz wird. Das Englische kennt dafür den Begriff «warm glow feeling». Wer spendet, könnte also durch dieses Gefühl «warmen Glühens» dazu motiviert worden sein. Die psychologische Forschung zu «prosozialem Verhalten» zum Wohle von anderen scheint diese Annahme auf den ersten Blick zu stützen. Wenn es aber eine kausale Verbindung gibt zwischen grosszügigem Handeln und individueller Freude («Geld für das Wohl anderer auszugeben macht glücklich»), kann man dann daraus schliessen, dass sich Menschen nur deshalb für das Spenden entscheiden, um dieses «warm glow feeling» zu erleben? Und wenn das der Fall ist, ist das Spenden zum Beispiel eines Geldbetrags ausreichend, um sich glücklicher zu fühlen?

Wir sollten uns davor hüten, voreilige Schlüsse zu ziehen, denn die Antworten auf diese Fragen sind alles andere als eindeutig. Das Spenden kann zwar in der Tat Anlass zu Glück und Freude sein, ist aber kein Instrument, das sich bewusst einsetzen lässt, kein Automatismus auf dem Weg zum Glück.

Un paradoxe hédoniste ?

Selon J. Elster, une façon plausible de cerner la nature du *warm glow* est de le comprendre comme le plaisir d'avoir une bonne image de soi. En particulier, le *warm glow* serait la satisfaction égocentrique que l'on trouve dans la croyance d'être une personne généreuse, altruiste ou concernée par le sort des autres. Le choix de faire un don semble, à première vue, être le bon moyen pour générer une telle croyance et la satisfaction morale qui l'accompagne. En effet, choisir de donner ne nous fournit-il pas une bonne raison de croire que l'on est bien cette bonne personne ?

Cependant, J. Elster répond que le choix de donner ne suffit pas à générer une telle croyance si la seule raison de donner est précisément de croire que l'on est une bonne personne. Il semble alors qu'un individu qui serait parfaitement conscient d'être motivé uniquement par l'obtention de la croyance plaisante d'être une bonne personne ne pourrait pas l'obtenir. La raison est que cet individu, sachant qu'il a agi pour des raisons purement égoïstes (la recherche du plaisir qui découle de la croyance d'être quelqu'un de bien), ne pourrait pas croire en même temps, sous peine d'irrationalité, qu'il a agi pour le bien d'autrui et donc qu'il est effectivement la bonne personne qu'il aimerait croire qu'il est. En

⁷ Elster (2011).

d'autres termes, en agissant dans ce but, cet individu saurait qu'il n'agit pas comme agirait une bonne personne. Ainsi, la meilleure façon d'obtenir la croyance plaisante d'être une bonne personne en donnant est de ne pas chercher à l'obtenir. Le *warm glow* est alors réservé à celles et ceux qui ne sont pas consciemment motivés par son obtention.

L'argument que nous venons de reconstruire n'est rien d'autre qu'une nouvelle version du fameux « paradoxe de l'hédonisme »⁸. Si J. Elster a raison, l'obtention du plaisir de donner ne peut pas être un motif conscient du don. Or, il reste possible que les personnes faisant un don soient non consciemment motivées par un tel motif. Toutefois, même si les donatrices et donateurs étaient motivés à leur insu par l'obtention de plaisir, cela n'en ferait pas pour autant un motif rationnel, et cela ne serait pas davantage la raison pour laquelle ils agissent lorsqu'ils considèrent l'option de dépenser une somme d'argent pour la charité. Ce qui veut dire que c'est une erreur que de considérer que le désir du *warm glow* est le motif rationnel des dons.

Si le don a une composante affective importante aujourd'hui bien documentée, l'examen de ses aspects éthiques, psychologiques et motivationnels est une affaire en cours. Ce que nous pouvons retenir de ce bref panorama des questions touchant à « l'effet chaud au cœur », c'est qu'il faut se garder de tirer des conclusions trop hâtives en ce qui concerne notre relation au don. Si celui-ci constitue bel et bien une voie vers le bonheur et le plaisir, cela n'en fait pas automatiquement un instrument dans la quête de ces derniers.

Références

- Andreoni, James (2006) : Philanthropy, in : Kolm, Serge-Christophe et Jean Mercier Ythier (éds) : Handbook on the Economics of Giving, Altruism and Reciprocity, Elsevier/North-Holland, pp. 1201-1269.
- Anik, Lalin et al. (2009) : Feeling Good About Giving : The Benefits (and Costs) of Self-Interested Charitable Behavior, in : Harvard Business School Marketing Unit Working Paper, n° 10-012. <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.1444831>
- Dunn, Elizabeth et al. (2011) : If money doesn't make you happy, then you aren't spending it right, in : Journal of Consumer Psychology, 21 (2), pp. 115-125.
- Elster, Jon (2011) : The Valmont Effect : The Warm-glow theory of philanthropy, in : Illingworth, Patricia et al. (éds) : Giving Well : The Ethics of Philanthropy, Oxford, Oxford University Press, pp. 67-83.
- Tieffenbach, Emma (2021) : The Gifting Puzzle, in : Huber, Giedre Lideikyte et Henry Peter (éds.) : The Routledge Handbook of Taxation and Philanthropy, Londres, Routledge, pp. 70-84.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7323907>

L'auteur

Robin Timothée Bianchi est assistant doctorant en philosophie pratique à l'Université de Neuchâtel. Il a consacré son travail de master à la question du *warm glow feeling*. Ses recherches actuelles portent sur la compréhension des distinctions fondamentales entre l'activité et la passivité, l'agent et le patient, l'action et la passion.



8 Le paradoxe de l'hédonisme peut se résumer à l'idée suivante : poursuivre le plaisir (ou le bonheur) est la meilleure façon de ne pas y parvenir.

Schulden in der Literatur

Mit Charles Dickens im Schuldgefängnis

Barbara Straumann

Schulden sind eine produktive Denkfigur in der Literatur. Die literarische Sprache macht deutlich, dass finanzielle Schulden nicht die einzige Form von Schulden sind und lädt dazu ein, das Verhältnis von Schuld und Schulden auf immer wieder andere Weise durchzuspielen.

Schulden stellen ein komplexes Phänomen dar, das ökonomische, religiöse, psychische und moralische Aspekte auf brisante Weise verdichtet. Als ein kulturelles Konstrukt, das sehr reale Auswirkungen hat, sagen Schulden viel über das Verständnis von Individuum und Gesellschaft aus. Auch in der Literatur erweisen sich Schulden als eine produktive Denkfigur. Insbesondere in der britischen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts ist die Schuldthematik allgegenwärtig, beispielsweise bei William Makepeace Thackeray, Elizabeth Gaskell, Charles Dickens, George Eliot und Anthony Trollope. Doch weshalb eignet sich die Sprache der Literatur ganz besonders, um über die Komplexität von Schulden nachzudenken? Wie verhandeln literarische Texte die in unserem kulturellen Imaginären wirksame Verquickung von Schulden und Schuld?

Finanzielle Schulden sind nicht die einzige Form von Schulden. Schulden können materiell oder immateriell sein. Neben Geld und Gütern kann man anderen Personen ebenso einen Dienst, Gefallen, aber auch Anerkennung oder Dank schulden. Das englische Adjektiv *indebted* kann sowohl «finanziell verschuldet» als auch «zu Dank verpflichtet» bedeuten. In beiden Fällen befindet sich ein Individuum in einer Verpflichtung gegenüber einem anderen. Eine entscheidende Frage betrifft das Verhältnis zwischen finanziellen Schulden und der moralischen Schuld.

Schulden im 19. Jahrhundert: Ökonomisch notwendig, mora- lisch verwerflich

Großbritannien galt im 19. Jahrhundert als das Zentrum des globalen Kapitalismus. Obwohl die ersten Banken mit Filialen im ganzen Land aufkamen, bestanden viele Kreditverhältnisse noch immer zwischen Einzelpersonen. In diesen persönlichen Beziehungen ging es nie allein um Geld; auch das Vertrauen zwischen den betreffenden Individuen sowie der moralische Charakter vor allem der kreditnehmenden Person standen auf dem Spiel.

Im 19. Jahrhundert waren Schulden stark moralisch aufgeladen, für ein funktionierendes Wirtschaftsleben zugleich aber schlicht notwendig. Betriebe und Fabriken waren auf Kapital angewiesen, Händler mussten ihre Vorräte oft auf Kredit bezahlen, während Arbeitnehmende oft unregelmäßig bezahlt wurden, so dass sie lebensnotwendige Güter auf Kredit erwerben mussten. Trotz dieser ökonomischen Bedingungen haftete Schulden in der viktorianischen Vorstellung oftmals etwas moralisch Verwerfliches an.



Der Innenhof des ehemals berüchtigten Londoner Marshalsea Prison. Da viele seiner Insassen säumige Schuldner waren, auch als «Schuldgefängnis» bekannt. Fotografie, ca. 1897.

Wenn sich Schuld aus Schulden ableitet

Einer der wichtigsten Texte zu Schulden und Moral ist Friedrich Nietzsches *Zur Genealogie der Moral*¹ (1887). Die Streitschrift des deutschen Philosophen ist auch für den britischen Kontext relevant, weil sie die Haltung einer Epoche auf zugespitzte Weise zusammenfasst. Nietzsche vertritt darin die These, dass die moralische Schuld aus finanziellen Schulden entstanden sei und dass das Schuldgefühl auf das Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner zurückgehe. In diesem Verhältnis stehe dem Gläubiger ein Recht auf Grausamkeit zu, denn als Vergeltung für unbezahlte Schulden können sie als «Rückzahlung und Ausgleich»

ihre Macht gegenüber dem Schuldner ausleben. In dieser vom Ökonomischen bestimmten Moral steht das Recht auf der Seite des Gläubigers und die Schuld buchstäblich auf der Seite des Schuldners.

Weil sich literarische Schuldenerzählungen meistens um individuelle Kreditbeziehungen drehen, kann man von einer Überlagerung einer modernen Finanzökonomie mit einer traditionellen Gabenökonomie sprechen. Die beteiligten Figuren gehen einen Vertrag ein und stehen zugleich in einer wechselseitigen Tauschbeziehung, wie sie Marcel Mauss in seinem Essay zur Gabe² theoretisiert hat. Im Gabentausch werden sozialer Status, Ehre und Grosszügigkeit verhandelt. Eine Gabe stellt eine Aufforderung zur Erwidmung dar und impliziert somit auch ein Schuldverhältnis. Im Unterschied zum finanziellen Schuldenverhältnis, das mit der Rückzahlung beendet wird, bringt der Gabentausch jedoch eine wechselseitige Verpflichtung mit sich.

Doch wie werden ökonomische Schulden und moralische Schuld in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts betrachtet? Inwiefern werden Schulden eingesetzt, um über individuelle Subjektivität und zwischenmenschliche Beziehungen zu reflektieren? Wie gehen literarische Figuren mit ihren Schulden um? Anerkennen sie ihre Verpflichtungen gegenüber anderen? Oder werden sie erst durch ihre Schulden zu einer moralischen Erkenntnis gebracht?

Schulden erzählen: Charles Dickens *Little Dorrit*

Charles Dickens' Roman *Little Dorrit*³ (1857) zeigt die Allgegenwart von Schulden im literarischen Imaginären der Zeit auf beispielhafte Weise. Der Text entwickelt eine Vielzahl von Schuldenerzählungen, denn fast alle der zahlreichen Romanfiguren – insbesondere die Familienmitglieder der Dorrits und der Clennams – sind in Schulden verwickelt, und der Text wird geradezu dominiert vom *Marshalsea Prison*, einem der vielen Londoner Schuldgefängnisse. Amy Dorrit, die aufgrund ihrer Zierlichkeit *Little Dorrit* genannt wird, wurde bereits im Schuldgefängnis geboren, und ihr Vater sitzt wegen seinen unbeglichenen Schulden auch zwanzig Jahre nach ihrer Geburt noch immer im Marshalsea ein.

1 Nietzsche, Friedrich (1999): *Zur Genealogie der Moral*. Eine Streitschrift, München.

2 Mauss, Marcel (1990): *The Gift: The Form and Reason for Exchange in Archaic Societies*, New York, London.
3 Dickens, Charles (2012): *Little Dorrit*, Oxford.

Mr. Dorrit sieht sich nicht als Schuldner

Obwohl er der grösste Schuldner ist, betrachtet Mr. Dorrit allerdings nicht sich selbst, sondern andere als Schuldner:innen. Von den anderen Insassen erwartet er als «the father of the Marshalsea» Ehrerweisungen in Form von Geldgeschenken. Paradoxe Weise sieht er sich selbst in keinerlei Schuld, beharrt aber auf einer einseitigen Verpflichtung der anderen ihm gegenüber. Diese Einseitigkeit wird auch in Mr. Dorrits Beziehung zu seiner Tochter Amy deutlich, die fleissig arbeitet und ihren Vater ernährt, indem sie sich das Essen für ihn vom eigenen Mund abspart. Während sich Amy in ihrer bedingungslosen Liebe aufopfert, wird ihre grenzenlose Grosszügigkeit vom Vater schlicht nicht gesehen und schon gar nicht erwidert. So überträgt sich Mr. Dorrits fehlende Handhabung seiner Schulden analogisch auf seine Beziehung zu seiner Tochter Amy.

Mrs. Clennam will Vergeltung

Auch in der Unternehmerfamilie der Clennams lassen sich unterschiedliche Haltungen beobachten. Arthur Clennam wird nach dem Tod seines Vaters von einem diffusen Schuldgefühl heimgesucht und entwickelt allmählich den Verdacht, dass seine Familie den Dorrits ein Unrecht ange-tan haben könnte und das Vermögen der Clennams zumindest teilweise auf einer moralischen Familienschuld beruht. Weil er mit dem Geld seiner Familie auch deren Schuld erben würde, will er es stattdessen für eine Wiedergutmachung verwenden. In diesem Fall soll also eine moralische Schuld in finanzielle Schulden übersetzt und als solche abbezahlt werden.

Arthurs Mutter, die diesen Vorschlag vehement ablehnt, hat tatsächlich eine Schuld auf sich geladen. Mrs. Clennam hält, um sich für die aussereheliche Affäre ihres Gatten zu rächen, einen Geldbetrag zurück, den Mr. Clennam für den Wohltäter seiner ehemaligen Geliebten beziehungsweise für dessen nächste weibliche Verwandte Amy Dorrit vorsah. In der Überzeugung der religiösen Eiferin stehen andere in *ihrer* Schuld, und statt ihren «Schuldnern» zu vergeben, verlangt sie deren Bestrafung. Während ihr Sohn die Familienschuld in Form von Schulden zurückzahlen will, beharrt sie auf Heimzahlung in Form von Rache und Vergeltung. Auch hier zeigt sich eine Verflechtung von moralischer und finanzieller Schuld.

Résumé

Les dettes condensent de manière complexe des aspects économiques, religieux, psychologiques et moraux. Elles peuvent être matérielles ou immatérielles. Outre de l'argent ou des biens, nous pouvons également devoir à d'autres personnes un service, une faveur, une reconnaissance ou des remerciements. La relation entre dettes financières et dette morale est souvent explorée dans la littérature, en particulier dans le roman victorien.

Ainsi, le roman Little Dorrit (1857) de Charles Dickens fait grand usage du motif de la dette dans la construction des personnages et des intrigues narratives et montre que toutes les obligations ne sauraient être réduites à l'aspect pécuniaire. La multitude de récits de dettes du texte ouvre un espace de réflexion esthétique dans lequel les scénarios de dettes financières et de dette morale (culpabilité) sont envisagés de manière toujours différente, explorant et rendant visibles les recoupements et les divergences entre les deux concepts.

Arthur Clennam lernt aus Schuld(en)

Arthur und seine Mutter sind dem von Nietzsche angesprochenen Denken verhaftet – nämlich der Vorstellung, Schuld messen, zählen und schliesslich abzahlen beziehungsweise rächend zurückzahlen zu können. Im Unterschied zur Mutter, deren rachsüchtige Haltung im Text als eine pervertierte Moralvorstellung kenntlich gemacht wird, legt Arthur im Laufe der Geschichte seine naive Vorstellung ab und nimmt eine moralisch reifere Haltung an.

Nachdem er das Geld seines Geschäftspartners ohne dessen Wissen verspekuliert hat, landet Arthur in Mr. Dorrits einstiger Zelle im Marshalsea Prison. Doch im Unterschied zu seinem Vorgänger erlebt Arthur seine Verschuldung als eine zweite Chance. Nicht nur realisiert er, dass er Amy, die ihn heimlich schon lange liebt, ebenfalls liebt. Auch verzeiht ihm sein Geschäftspartner, der glaubt, dass Arthur aus seinem Fehler lernen werde. Tatsächlich führt seine grosszügige Geste Arthur zur Erkenntnis, dass Schuld und Schulden nicht identisch sind und dass zwischenmenschliche Beziehungen nicht auf einen ökonomischen Austausch reduziert werden können. Die Einsicht in seine Schuld(en) unterstreicht Arthurs moralische Entwicklung.

Amy Dorrit vollzieht eine Schuldentilgung

Indem Arthurs Schuld nicht in Schulden zurückverwandelt, sondern vergeben wird, bewegt sich der Text weg von einer Moral des Messens und Zählens. Dies wird von einer weiteren Schuldenerzählung unterstrichen. Von äusseren Umständen gezwungen, beichtet Mrs. Clennam Amy Dorrit ihre Schuld – die Tatsache, dass sie den von ihrem Gatten für Amy bestimmten Geldbetrag zurückbehalten hat. Amy verzeiht ihr und verspricht ihr zudem, dass sie Arthur nichts davon erzählen wird. Die Geschichte bewegt sich also von Mrs. Clennams Vergeltung hin zu Amys Vergebung.

Darüber hinaus wirft der Roman die Frage auf, ob es möglich ist zu geben, ohne gleich wieder in eine Tauschlogik zu geraten, in der die Gabe eine Verpflichtung zur Erwidderung schafft. Der ansonsten düstere Roman scheint eine hoffnungsvolle Antwort auf diese Frage zu haben. Unmittelbar vor ihrer Heirat gibt Amy Arthur ein gefaltetes Papierstück und bittet ihn, dieses im Kaminfeuer zu verbrennen. Obwohl der Roman keine explizite Erklärung abgibt, ahnen wir, dass es sich um das zurückgehaltene Testament von Mr. Clennam und somit gewissermassen um Mrs. Clennams Schuldschein handelt. Die Szene impliziert so eine radikale Schuldentilgung.

Da Amys heimliche Gabe für Arthur als solche gar nicht erkennbar ist, kann sie keine neuen Schuld(en)verpflichtungen produzieren. Amy, Arthur und sein Geschäftspartner gewinnen als einzige Figuren im Roman eine psychische Schuld(en)freiheit. Im Unterschied zu Mrs. Clennam und Mr. Dorrit, die zeitlebens in einseitigen, rigiden Schuld(en)vorstellungen gefangen bleiben, können sie das Schuldgefängnis auch geistig verlassen.



Little Dorrit verlässt das Marshalsea Prison. Titellillustration von Hablot Knight Browne zur Roman-Originalausgabe (1857).

Moralische Imagination im ästhetischen Denkraum der Literatur

Der Kulturanthropologe David Graeber spricht in seinem Buch «Debt: The First 5,000 Years»⁴ im Hinblick auf gängige, oft auch heute noch wirksame Schuld(en)vorstellungen von einer «moral confusion»: einer vorschnellen Gleichsetzung von finanziellen Schulden und moralischen Verpflichtungen. Die Aussage, dass Schulden bezahlt werden müssen, ist im Grunde kein ökonomisches, sondern ein moralisches Statement. Wenn alle Schulden stets beglichen würden, gäbe es kein ökonomisches Risiko. Auch können nicht alle Verpflichtungen auf das Finanzielle reduziert werden.

Gerade hier ist die literarische Sprache von grosser Relevanz. Sie lädt uns ein, sowohl über Parallelen als auch Differenzen nachzudenken. Texte wie *Little Dorrit* setzen Schulden in der Konstruktion ihrer Figuren und Erzählstränge prominent ein. Die dabei entwickelten Schuldenerzählungen eröffnen einen ästhetischen Denkraum, in dem Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Schulden und Schuld auf immer wieder andere Weise durchgespielt werden.

Dabei zeigt Dickens unter anderem, dass es Schulden gibt, die man nicht abzahlen kann – und auch nicht soll. Die Tatsache, dass der Roman die Überschneidungen, aber auch die Divergenzen zwischen Schulden und Schuld erzählerisch auslotet, macht seine spezifisch literarische «moral imagination» aus.

Literatur

- Atwood, Margaret (2008): *Payback: Debt and the Shadow Side of Wealth*, London.
- Cuonz, Daniel (2018): *Die Sprache des verschuldeten Menschen: Literarische Umgangsformen mit Schulden, Schuld und Schuldigkeit*, Paderborn.
- Dienst, Richard (2011): *The Bonds of Debt: Borrowing Against the Common Good*, London, New York.
- Finn, Margot (2003): *The Character of Credit: Personal Debt in English Culture, 1740–1914*, Cambridge.
- Paik, Peter Y. und Merry Wiesner-Hanks, Hg. (2013): *Debt: Ethics, the Environment, and the Economy*, Bloomington, Indianapolis.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7267899>

Zur Autorin

Barbara Straumann ist Professorin für Englische Literatur mit einem Schwerpunkt im langen 19. Jahrhundert an der Universität Zürich. In ihrer Forschung befasst sie sich unter anderem mit ökonomischen Themen in der Literatur, insbesondere mit Schulden sowie mit Geld und Geschlecht.



4 Graeber, David (2011): *Debt: The First 5,000 Years*, Brooklyn, New York.

Bildessay

Wrap it up!

Ein Plädoyer fürs Schenken

Texte: Heinz Nauer, Fabienne Jan

Gestaltung: Howald Biberstein

Das Kaufen mit Geld hat kulturhistorisch viele Verwandte: das Teilen und Geben, das Tauschen und Handeln, das Bestechen und Stehlen, das Spenden und Opfern. Der vielleicht unbescholtene Verwandte des Geldes ist das Geschenk. Doch der Schein trügt. Geschenke sind brandgefährlich und hochexplosiv. Der Geldgutschein gefällt zwar fast immer, das wahre Geschenk aber ist mit Risiko behaftet. Es hat das Potenzial, schlecht gewählt, eine alte Freundschaft zu beenden oder, gut gewählt, eine neue Liebe zu entfachen.

Ökonomisch gedacht sind gegenseitige Festtagsgeschenke eine einzige «Orgie der Wertvernichtung» (nach dem Ökonomen Joel Waldfogel). Jedenfalls wäre es effizienter, sich seine Wünsche selbst zu erfüllen. Wir selber kennen unseren Geschmack schliesslich am besten. Auch gibt es Leute, die sagen, sie brauchen kein Geschenk, weil sie schon alles haben. Wir glauben, dass all diese Leute einfach fantasielos sind. Gehen Sie das Risiko ein, bedenken Sie Ihrem fernsten Freund, Ihrer nächsten Feindin – und sei es auch nur des warm-glühenden Gefühls willen, das sich dabei einstellen mag. *Wrap it up!*

L'achat avec de l'argent entretient de nombreux liens de parenté, notamment avec le partage et le don, l'échange et le commerce, la corruption et le vol, l'offrande et le sacrifice. Dans cette histoire, le cadeau est peut-être le parent le plus intègre de l'argent. Mais les apparences peuvent être trompeuses. Les cadeaux sont dangereux et hautement explosifs. Si le bon d'achat plaît (presque) toujours, le vrai cadeau est une réelle prise de risque. Mal choisi, il pourra mettre fin à une vieille amitié ou, particulièrement bien choisi, il aura peut-être le pouvoir de faire naître un nouvel amour.

D'un point de vue économique, les cadeaux de fête réciproques sont une véritable « orgie de destruction de valeur » (selon l'économiste Joel Waldfogel). Quoi qu'il en soit, il serait plus efficace de satisfaire soi-même ses propres désirs. Après tout, personne ne connaît mieux nos goûts que nous-mêmes. Il y a aussi des gens qui disent qu'ils n'ont pas besoin de cadeau parce qu'ils ont déjà tout. Nous pensons que ces personnes manquent tout simplement d'imagination. Alors, prenez le risque d'offrir un cadeau à votre ami le plus éloigné, ou à votre ennemie la plus proche, ne serait-ce que pour la sensation de chaud au cœur que cela peut procurer. Et emballez-le !

2021 kauften Schweizer·innen im Durchschnitt Weihnachtsgeschenke im Wert von **334 Franken** kostet eine Ausgabe mit Photo- gravuren von Werken Arnold Böcklins **im Antiquariat** verbringt heute kaum jemand mehr **Zeit** ist **Geldgeschenke** sind in der Schweiz besonders **beliebt** sind auch Elektronik- und Sportgeräte und **Kosmetika** machen schön sind Sie hier und nicht in einem der vielen **Onlineshops** machten 2021 in der Schweiz einen Umsatz von rund **14 Milliarden** Köder- haken landen nach einer Schätzung aust- ralischer Forscher jährlich im **Meerkatzen** sind baumbewohnende Primaten und **Allesfres- ser** sind die **Menschen** schießen, sagte Tho- mas Hobbes, nicht fertiggestellt aus dem Boden wie ein Pilz nach dem **Regen** gibt es nicht im Metaverse, aber vielleicht **bald** ist Weihnachten.

En 2021, les Suisses ont dépensé en moyenne pour leurs cadeaux de Noël une valeur totale de **334 francs**, c'est le prix de départ d'une édition latine de 1572 des *Peripateticorum Principis* d'Aristote **sur Ricardo** quantité de gens tâchent de revendre leurs cadeaux après **les fêtes** occasionnent une prise de poids moyenne d'**un kilo** équivaut à **2,2 livres**, chocolats et bouteilles de vin se retrouvent souvent sous **le sapin** appartient au groupe des arbres conifères, ce qui n'est bien sûr pas le cas du **hêtre** ou ne pas être, telle est **la question** de l'œuf ou de la poule nous taraude depuis **longtemps** le petit Marcel s'est couché de **bonne heure** est homophone de **bonheur** et malheur se succèdent sans que nous puissions toujours en déterminer **la cause** naturelle de la religion, écrit Thomas Hobbes, est l'angoisse **du futur** nous ne savons pas grand-chose, si ce n'est que ça commence **bientôt** ce sera Noël.

Papierenes Zahlungsversprechen

Wie Banknoten zu Bargeld wurden

Inke Nyborg

Die Banknote hatte gegenüber Metallgeld lange einen schweren Stand. Zum gesetzlich verankerten Zahlungsmittel wurde sie in der Schweiz erst 1954. Seither hält sie sich hartnäckig. Mengenmässig war noch nie so viel Bargeld im Umlauf wie heute. Unter der Schweizer Bevölkerung ist sie nach wie vor das am häufigsten eingesetzte Zahlungsinstrument.

«Mit dem Bezahlen wird man das meiste Geld los», soll der Autor Wilhelm Busch (1832–1908) geschrieben haben. Dem Vorgang der Zahlungsabwicklung wird heute in der Regel wenig Beachtung geschenkt. Nur bei Problemen rückt dieser Vorgang in den Vordergrund. Wenn das elektronische oder mobile Bezahlungssystem aufgrund technischer Probleme ausfällt, wird dem Kunden meist geraten, auf Bargeld auszuweichen. Der Vorteil von dieser Form von Geld im alltäglichen Zahlungsverkehr ist und bleibt ihre relativ einfache Gebrauchsweise und leichte Handhabung. Doch was ist Bargeld eigentlich, und wie ist es zu dem geworden, was wir heute darunter verstehen?

Bargeld liegt offen da und lacht

Eine offensichtliche Charakteristik von Bargeld ist seine physische Form. Durch den Transfer wechselt diese Art von Geld die Hände: ein Vorgang, der keine Datenspuren hinterlässt. Mit Bargeld sind heute in der Regel Banknoten und Münzen gemeint, in den meisten Ländern wird es durch die Zentralbank ausgegeben. Vereinfacht ausgedrückt sind Münzen nichts anderes als dünne, runde Metallscheiben; Banknoten sind ein schriftliches, papierenes Zahlungsversprechen. Verglichen mit Münzen sind Noten ein wesentlich jüngeres Objekt, und durch ihr Material auch ein leichter verderbliches. Diese Verderblichkeit sowie der Mangel an Materialwert kann teilweise ihre spärliche Überlieferung erklären, im Gegensatz zur grossen Bedeutung von Münzen für die heutigen Sammler und Museen. Das Interesse an Banknoten ist trotzdem vorhanden.

Das ursprüngliche Geld war Münzgeld, schlicht und einfach. Bereits in früherer Zeit wurde das Wort «bar» in Zusammenhang mit Münzen gebracht. «Bar» bedeutet ursprünglich «offen daliegend, vor den Augen nachzählend». Es ist damit das aus dem Beutel gezogene, auf dem Tisch (oder in der Hand) gezählte Geld gemeint. Man sagte in der Umgangssprache, dass Bargeld lacht; dass es weder geborgt noch gestundet wird. Diese Wendungen lassen sich bis ins frühe Mittelalter zurückverfolgen.

Münzwirrwarr

In der Schweiz geprägte Münzen hat es schon zur Zeit der Merowinger im Übergang der Spätantike ins frühe Mittelalter gegeben. Zur Zeit der Karolinger ab der Mitte des 8. Jahrhunderts unterhielten die deutschen und burgundischen Könige mehrere Münzstätten in der Schweiz. Die folgenden Jahrhunderte brachten dann eine völlige Zersplitterung des Münzwesens, indem das Münzrecht freigiebig an geistliche Herren und dann allmählich an weltliche Fürsten übergeben wurde. Im 19. Jahrhundert lag die Münzhoheit bei den Kantonen, welche die Aufträge an ihre Münzmeister gaben.

Vor der Bundesverfassung von 1848 hatte jeder Kanton sein eigenes Rechnungssystem, oder mehrere Systeme nebeneinander mit zusammen oft über zwei Dutzend Rechnungsmünzen. Der Mangel an Einheitlichkeit wurde durch die Anwesenheit von Fremdwährungen und Geldmitteln mit niedrigem Nennwert noch verschlimmert. Denn bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts besaßen Geldstücke des benachbarten Auslandes in der Schweiz einen rechtlichen oder tatsächlichen Verkehrswert, indem für diese ausländischen Stücke eine bestimmte Anzahl einheimischer Münzen galt. Je nach der geographischen Lage der einzelnen Orte überwog im Verkehr deutsches, französisches oder niederländisches Geld. Zur Lösung der Problematik gründeten Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz 1865 die Lateinische Münzunion (LMU).

Wie hat die damalige Bevölkerung über Geld gedacht? Ausgangspunkt war die noch langanhaltende Edelmetalllogik des 15. Jahrhunderts. Dieses Verständnis erklärt, was die Leute vor Augen hatten, wenn sie von Geld sprachen. Geld war im Bewusstsein der meisten Leute durch seinen Edelmetallgehalt definiert. Je grösser und schwerer eine Münze an Feinsilber war, desto mehr taugte sie in den Augen der Leute als Wertaufbewahrungsmittel, je kleiner und kupferhaltiger, desto sinnvoller war es, sie sofort auszugeben. Man unterschied also zwischen Konsumgeld (zum baldigen Gebrauch bestimmt) und dem Wertaufbewahrungsgeld (Gulden, grosse Silbersorten, Goldgeld).



«Die Deposito-Cassa der Stadt Bern bezahlt dem Ueberbringer gegen Auslieferung dieses Gut-Scheins Ein Hundert Französische Fünf Franken Thaler oder deren gesetzlichen Werth in baarem Silbergelde.» Die Deposito-Cassa Bern gab seit 1825 eigene Noten heraus. Sie gilt als erste Notenbank der Schweiz.

Misstrauen gegenüber Papiergeld war über Generationen tief verwurzelt. Diese Art von Geld war den meisten Menschen (ob in der Stadt oder auf dem Land) fremd; wenn überhaupt bekannt, dann nur vom Hörensagen und verrufen durch die Ereignisse in Frankreich, die während der Französischen Revolution ausgegebenen Staatspapiere (Assignaten, 1789–1796) und das Papiergeldexperiment von John Law im 18. Jahrhundert. Österreich und seine durch die Kriegsfinanzierung initiierte «Papierwirtschaft» im frühen 19. Jahrhundert waren ebenfalls verrufen.

Die ersten Notenbanken entstehen

Bis zum Aufstieg der Aktien- und Kantonallbanken waren Privatbankiers in der Schweiz einer der wichtigsten Träger des Kreditwesens. Ihre «Verpflichtungsscheine», die Vorläufer von Banknoten, von gut einem halben Dutzend Privatbankiers im Raum Genf und Lausanne um 1820/30 ausgegeben, waren in unterschiedlichen Währungen ausgedrückt. Sie hatten weitgehend den Charakter von (Reise-)Schecks oder von Kreditbriefen mit feststehendem Zahlungsdomizil. Diese frühesten Noten sollten nämlich der internationalen Kundschaft den Bargeldtransport erleichtern. Das geht auch daraus hervor, dass die Noten oftmals an Orten wie Paris; London, Hamburg und Amsterdam einlösbar waren.

Ab 1825 entstanden die ersten Notenbanken, und damit begann die bankenfreiheitliche Periode in der Schweiz. Was die genaue Motivation für die Gründungen der ersten Notenbanken in der Schweiz war, lässt sich nicht abschliessend klären. Unter den Banken wurden sicherlich Ideen aus dem England und den USA ausgetauscht und es bestand ein Wunsch nach Erweiterung des Geschäftsumfelds und nach neuen Profitmöglichkeiten. Für die Banken hatten Banknoten (auch Kassenschein oder Zettel genannt) offensichtlich Vorteile gegenüber dem Scheck und dem Wechsel – und sie waren überzeugt, dass die Kundschaft sich von diesen Vorteilen überzeugen lassen würde. Banknoten waren bequemer und diskreter als Münzen, die Diebstahlgefahr war durch das geringe Gewicht einerseits zwar höher als beim schweren Metallgeld; andererseits kann das leichte und lautlose Papiergeld aber auch einfach versteckt werden. Als erste «richtigen» Schweizer Banknote gilt heute die 1825 von der im selben Jahr von der Berner Stadtverwaltung gegründeten Deposito-Cassa herausgegebene Note (Abb. 1).

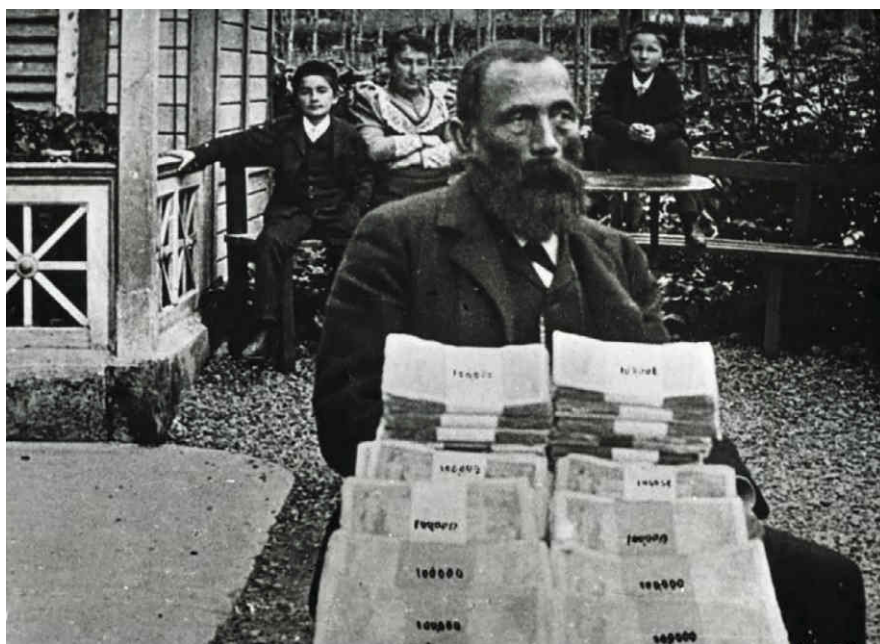
Die Scheine lauteten auf den wenig beliebten und kaufkraftmässig unsicheren alten Schweizer Franken, eine Währung, die 1819 zwar in 19 der 24 Kantone eingeführt war, aber stets eine reine Recheneinheit blieb. Zum Zweck der Kontrolle hatten die Scheine in den ersten Jahren ausserdem eine auf dem Schein vermerkte (relativ kurze) Gültigkeitsdauer. Ein weiterer Nachteil dieser Note war ihr relativ hoher Nennwert: 500 alte Schweizer Franken entsprachen ungefähr 3,3 Kilogramm Silber. 500-Franken-Scheine waren bei einem durchschnittlichen Arbeiterlohn von 400 Franken pro Jahr zudem unpraktisch. So gelangten diese Noten nicht in grösserem Masse unter das Volk, sondern wurden hauptsächlich von anderen Banken und Geschäftshäusern benutzt.

Die Banknote entwächst ihren Kinderschuhen – aber nur langsam

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs die Banknote langsam aus ihren Kinderschuhen heraus. Am wichtigsten dabei war für die Notenbanken, Vertrauen in die neue Art von Geld zu schaffen und zu schützen. Die Banken unternahmen deswegen eine Reihe von Massnahmen, um die Zirkulation ihrer eigenen Noten zu erhöhen und sich von den anderen Banken abzusetzen. Es wurde mit grossen und kleinen Notenabschnitten, mit Zinsen, mit Variationen in der Gestaltung, Druck und Qualität experimentiert. Auch in die Gebäude und die Räumlichkeiten wurde investiert, die Öffnungszeiten verlängert und das Filialnetz ausgebaut.

Résumé

Le billet de banque a longtemps eu du mal à s'imposer face aux pièces de monnaie. Au XIX^e siècle encore, l'argent était défini dans la conscience de la majeure partie des gens par sa teneur en métal précieux. Plus une pièce en argent fin était grande et lourde, plus elle servait de valeur refuge aux yeux des gens, et plus elle était petite et riche en cuivre, plus il leur semblait judicieux de la dépenser immédiatement. En Suisse, le billet de banque n'est devenu un moyen de paiement légal qu'en 1954. Depuis, il se maintient avec ténacité. Quantitativement, il n'y a jamais eu autant d'argent liquide en circulation qu'aujourd'hui. C'est justement pendant les crises financières que beaucoup de personnes accumulent les pièces et les billets. Même si la pandémie de Covid-19 a entraîné un déplacement de l'argent liquide vers les moyens de paiement sans espèces, une menace de pénurie d'électricité pourrait à nouveau occasionner une augmentation des réserves d'argent liquide à la maison. Les espèces sonnantes et trébuchantes, qu'il s'agisse de pièces ou de billets, sont intemporelles.



Franz Josef Bucher posiert im Garten vor seinem Haus in Kerns, Obwalden, mit seiner ersten Million. Im Hintergrund seine Frau Josefina Durrer und seine Söhne Ernst und Werner (Aufnahme von 1894).

Die Zahl der Notenbanken stieg in der Schweiz bis auf einen Höchststand von 52 Instituten im Jahr 1900. Die Geltung der Banknoten beruhte auf Proklamation, nicht auf ihrem stofflichen Wert. Gedeckt waren sie die ganze Zeit durch Metallgeld, das gesetzliche Zahlungsmittel. Die Noten selbst waren im 19. Jahrhundert nirgends gesetzliche Zahlungsmittel und kantonalen Kassenkurs besaßen in der Regel höchstens die Noten der eigenen Kantonalbank. Ihre Reputation im Alltag variierte, wie folgende Anekdoten zeigen: Als um 1870 in eine Brauerei im baselländischen Gelterkinden eingebrochen wurde, stahl der Dieb nur die Münzen und liess die Banknoten liegen. Offenbar war ihm das Papiergeld nicht so geläufig oder er fürchtete, bei der Einlösung der Noten entdeckt zu werden. Andere wie der Obwaldner Hotelier Franz Josef Bucher (1834–1906), der sich mit seiner ersten Million in seinem Garten mit einem Stapel von Banknoten fotografieren liess, genossen den Eindruck, den Noten als Zeichen von Reichtum hinterliessen, in vollen Zügen (Abb. 2).

Erst Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich die Gewohnheiten und das allgemeine Zahlungsverhalten zu verändern. Verstärkend wirkte das Bundesgesetz von 1881 über die Ausgabe und Einlösung von Banknoten; zudem stärkte die Dekretierung einer Einheitsnote das Vertrauen. Das Gesetz verpflichtete zudem jede Notenbank die Noten der anderen Banken pari einzulösen. Da ihre geringste Stückelung auf 50 Franken festgesetzt worden war, zählten sie jedoch nicht zum Kleingeld. Das war weiterhin das Münzgold. Die Noten waren auch kein Bargeld, da kein Annahmewang galt. Jedoch war der Bedarf nach ihnen nun grösser und ihre Nützlichkeit etablierter.

Notengeld etabliert sich – und hält sich hartnäckig

Der Gründung der Schweizerischen Nationalbank (SNB) im Jahr 1905 (aktiv seit 1907) ging ein langwieriger und konfliktreicher Gesetzgebungsprozess voran. Ihre Gründung beendete die Periode der Bankenfreiheit in der Schweiz und die bisherigen Schweizer Notenbanken gaben nach und nach keine eigenen Banknoten mehr heraus. Die Noten der SNB wurden allerdings erst im Zuge der Zahlungsmittelengpässe des Ersten Weltkriegs zum gesetzlichen Zahlungsmittel. Bis 1914 und von 1930 bis 1936 musste die SNB die von ihr ausgegebenen Banknoten auf Wunsch gegen Gold einlösen. Faktisch zum Bargeld im juristischen Sinn reifte die Note 1954, als der Bundesrat die Einlösepflicht für Noten auf Gold auf unbestimmte Dauer verschob (erst 2000 erfolgte die endgültige Aufhebung).

Und heute? Obwohl prozentual immer weniger Menschen mit Bargeld bezahlen und die Bargeldquote in allen fortgeschrittenen Volkswirtschaften gesunken ist, war mengenmässig noch nie so viel Bargeld im Umlauf wie heute. Die Zahlungsmittelumfrage der SNB in 2020 zeigt, dass gemessen an der Anzahl getätigter Zahlungen Bargeld weiterhin das von der Schweizer Bevölkerung am häufigsten eingesetzte Zahlungsinstrument ist. Die Gründe dafür liegen zum einen im Wirtschaftswachstum und zum anderen darin, dass

viele Menschen weiterhin einen Teil ihres Vermögens in bar aufbewahren. Gerade in Finanzkrisen horten viele Menschen Münzen und Scheine; dies ist auch für die Zeit während und nach der Finanzkrise 2007/08 und für die Tiefzinsperiode nach 2015 nachgewiesen. Wenn auch die Corona-Pandemie zu einer Verschiebung vom Bargeld zu bargeldlosen Zahlungsmitteln geführt hat, so könnte eine drohende Strommangellage wieder zu höheren Bargeldvorräten zu Hause führen. Bargeld, seien es Münzen oder Scheine, ist zeitlos.

Literatur

- Baltensperger, Ernst (2012): Der Schweizer Franken: eine Erfolgsgeschichte. Die Währung der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich.
- Fox, David und Wolfgang Ernst (2015): The History of Money in the Western Legal Tradition: Middle Ages to Bretton Woods, Oxford.
- Jöhr, Adolf (1915): Die schweizerischen Notenbanken: 1826–1913. Zürich.
- Richter, Jürg und Ruedi Kunzmann (2003): Die Banknoten der Schweiz, Regenstauf.
- Ritzmann, Franz (1973): Die Schweizer Banken: Geschichte – Theorie – Statistik, Bern.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7377280>

Zur Autorin

Inke Nyborg ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Banking und Finance und Managing Director des Center of Competence for Sustainable Finance an der Universität Zürich (UZH). Zusätzlich administriert sie den Universitären Forschungsschwerpunkt Finanzmarktregulierung UZH. Sie promovierte mit einer wirtschaftshistorischen Arbeit mit dem Titel «Wie Banknoten Bargeld wurden. Geld und Notenbanken in der Schweiz im langen 19. Jahrhundert» (2018).





Die Münze hat viele Funktionen – richtig eingesetzt wird sie zur Glückbringerin. Das Fotomodell Margot Nünke und der Schauspieler Ric Badaglia werfen Münzen in den Trevi-Brunnen in Rom (Aufnahme von 1956).

Geldgeschichten in transepochaler Perspektive

Olivia Denk

Münzen haben viel zu erzählen. Den Lebenslauf einer antiken Münze genau zu verfolgen, von der Herstellung über ihre mannigfache Verwendung bis zu ihrem Nachleben im digitalen Sammlungskatalog, erlaubt uns, die Entwicklung von Wirtschaftsweisen und politischen Interaktionen über Jahrhunderte hinweg besser zu verstehen.

Money in fact is the most successful story ever invented and told by humans, because it is the only story everybody believes.

Yuval Noah Harari,
21 Lessons for the 21st Century, 2018

Menschen glauben schon seit langer Zeit an die «Geschichte des Geldes». Die ersten Münzen der Menschheitsgeschichte entstanden bereits im 7. Jahrhundert vor Christus in Lydien in Kleinasien – ein Prozess, der als Revolution bezeichnet werden kann.

Über Jahrhunderte hinweg war das Geld in seiner Münzform direkt an Edelmetall gebunden. 1971 läutete US-Präsident Nixon eine neue Ära in der Geschichte des Geldes ein, indem er Geld von Edelmetall enkoppelte. Heute sprechen wir von «Fiatgeld» («Es werde Geld!»). Der Wert des Geldes wird dabei durch die Macht einer Regierung gesichert, aber erst mit der Akzeptanz und dem Vertrauen der Nutzer wird Geld ein Zahlungsmittel. Tag ein Tag aus zahlen und rechnen wir mit Geld. Wir kaufen im Geschäft ein, bezahlen Rechnungen, überweisen die Miete oder kalkulieren das Monatsbudget. Die modernen Formen des Geldes sind dabei heute sehr divers und reichen von Münz- und Papiergeld bis zu digitalem Geld in Form von Kreditkarten oder Kryptoassets wie Bitcoin. Kryptoassets wiederum, die ursprünglich als alternatives Währungssystem gedacht waren, entwickelten sich in eine andere Richtung. Derzeit existieren rund 6 000 bis 10 000 verschiedene Assets dieses «neuen Geldes». Dieser Wandel von einem physischen Geldstück zu elektronischen Zahlungsmitteln ist eine geldgeschichtliche Innovation innerhalb unserer modernen Gesellschaft.

Die Vielfältigkeit der Münze

Mehr als andere Geldformen werden Münzen auch in nicht monetärer Form verwendet. Beispielsweise wird nach griechischer Tradition im Neujahrskuchen (Vasilopita) eine Münze versteckt und soll dem Finder im neuen Jahr Glück bringen. Im Zürcher Osterbrauchtum «Zwänzgerle» muss ein Erwachsener ein 20-Rappen-Stück so auf das von einem Kind gehaltene Ei werfen, dass die Münze darin stecken bleibt. Ebenso übernehmen Münzen die Rolle als Sammlungsobjekt in einer privaten Kollektion, fungieren als Glücksbringer im Trevi-Brunnen in Rom, dienen als Schmuckstück für den persönlichen Gebrauch oder werden als modisches Accessoire inszeniert. Das Juwelierunternehmen «Tiffany & Co.» lancierte im April 2022 mit dem «TiffCoin» (eine 18-karätige Goldmünze) eine limitierte Neuauflage des berühmten «Tiffany-Geldes» aus den 1970er-Jahren – Gold- und Silbermünzen, die gegen Tiffany-Schmuck eingetauscht werden konnten und sich grosser Beliebtheit als Hochzeitsgeschenk erfreuten.

Die bewegten Biografien antiker Münzen

Die Numismatik ist eine eigenständige Disziplin, die durch das Studium von Münzen, die Vergangenheit dieser metallischen Artefakte erschliesst und untersucht. Die Analyse von kleinen Metallstücken mit sogenannten «Typen» auf Vorder- und Rückseite, Symbolen, Zeichen und Inschriften ermöglicht den Numismatikern, die Mechanismen des Wirtschaftswesens sowie religiöse und politische Interaktionen zu entschlüsseln. Die Disziplin der Numismatik hat eine lange Geschichte, die mit dem Interesse am Sammeln von Münzen begann und ab Ende des 18. Jahrhunderts ein erstes «goldenes Zeitalter» erlebte. Aus Schweizer Sicht ist Friedrich Imhoof-Blumer hervorzuheben, der als Gründerfigur des Münzkabinetts Winterthur gilt.

Um ein Optimum an Informationen über antike Münzen, ihren Herstellungsprozess und vor allem über ihre Verwendung zu erzielen, werden in der heutigen Numismatik traditionelle Ansätze und moderne Methoden miteinander verwoben. Stefan Krmnicek, Juniorprofessor für Numismatik in Tübingen, entwickelte für Fundmünzen das Konzept der Objektbiografie. Um die hypothetische Lebensspanne einer Münze zu skizzieren, beginnt man in diesem Modell bei der Herstellungsphase (A). Nach der erfolgten Prägung ist anzunehmen, dass die Münze in den Geldumlauf gerät und somit ihre erste monetäre Funktion als Zahlungsmittel (B1) erfüllt. Es folgt eine aktive Weiterbenutzung (B2), die möglicherweise eine monetäre Funktionserweiterung beinhaltet, indem die Münze einen Gegenstempel bekommt und damit als Zahlungsmittel in einem anderen Währungsraum akzeptiert wird. Die Münze läuft so durch verschiedene Hände, bis ihr aktiver Gebrauch nach einiger Zeit endet (C), etwa indem ein Besitzer sie einbehält. Die Beweggründe für eine solche «Thesaurierung» können vielseitig sein. Gerade in kriegerischen Zeiten ist das Bedürfnis stets gross, gewisse Wertgegenstände sicherzustellen; so können auch Münzen in einen passiven Gebrauch geraten und beispielsweise als Hort vergesellschaftet werden. Nach einiger Zeit kann die Münze erneut in die aktive Benutzung übertreten (B3) und wieder den Besitzer wechseln. Durch neue Eigentümer oder die Entwertung der Münze kann das Stück einen alternativen Gebrauch (D) erfahren: Denkbar ist eine Lochung der Münze, um sie als Schmuckstück zu verwenden oder eine Verwendung als Talisman gegen Dämonen oder als Amulett zum Schutz des Hauses. Andere Nutzungskontexte wie zur Kommunikation mit den Göttern sind ebenfalls vorstellbar. Bekannte Beispiele für einen alternativen Münzgebrauch sind für die griechische Welt der Tempelschatz, der zwar unter göttlicher Schirmherrschaft aufbewahrt wird, aber auch für militärische Zwecke aufgewendet werden kann, sowie der Charonspfenning, der Verstorbenen ins Grab beigegeben wird, um den Fährmann Charon bei der Überquerung des Flusses Styx in das Totenreich des Hades zu bezahlen.

Irgendwann kommt die antike Nutzung der Münze dann an einen Endpunkt (E). Die Münze kann verloren gehen, wird als Opfergabe in einem Votivdepot niedergelegt oder in Krisenzeiten mit weiteren Münzen als Münzschatz gehortet.

Résumé

En ces temps marqués par l'inflation, le thème de l'argent est d'une grande pertinence. Dans le panorama monétaire des différentes formes d'argent, les pièces ont beaucoup à nous raconter. Suivre de près la vie d'une pièce de monnaie antique, de sa fabrication à ses multiples usages, jusqu'à sa postérité dans le catalogue numérique de la collection, nous permet de mieux comprendre l'évolution des modes économiques et des interactions politiques au fil des siècles. Cet article se concentre sur les différentes utilisations des pièces de monnaie, en mettant également en lumière leurs aspects non monétaires.



Das Nachleben der antiken Münze

Wird die Münze in moderner Zeit wiederentdeckt, sei es in einer archäologischen Ausgrabung oder durch einen Zufallsfund, kommen neue biografische Stationen und Nutzungsrealitäten hinzu (F1–F3). Die Münzen werden international gehandelt, landen in privaten Sammlungen oder in staatlichen Einrichtungen wie Museen oder Münzkabinetten. Ein interessanter Aspekt dabei: In Auktionen wird (antikes) Geld mit (modernem) Geld bezahlt, bei besonders seltenen Stücken mit extrem viel modernem Geld sogar.¹

In Münzkabinetten oder Museen transformiert sich die antike Münze zum Ausstellungs- und Forschungsobjekt. Bei all diesen neuzeitlichen Anwendungsszenarien entsteht ein transepochaler Dialog zwischen den Besitzern der Münze in der Antike und den verschiedenen Nachutzern in der Moderne. Obwohl die detaillierte Reise eines Münzstücks in der Regel nicht rekonstruiert werden kann, lässt sich über den Erhaltungszustand ein Echo der verschiedenen Zeitstufen ablesen. Durch physikalische und chemische Prozesse treten über die Jahrhunderte hinweg bestimmte Abnutzungs- und Korrosionserscheinungen auf. Zudem wird durch die Zirkulation der Münze das Relief im Laufe der Zeit abgerieben und einzelne Konturen können unscharf erscheinen.

Die Tetradrachmen Alexanders des Grossen (356–323 v. Chr.), aus Silber hergestellt, gelten als erste Weltwährung in der Geschichte. Vorderseite (oben): Kopf des Herakles mit Löwenfelluxuvie, Rückseite: Zeus sitzt auf einem Hocker und trägt auf der rechten Hand einen Adler und mit der linken ein Zepter.

1 2020 wurde für einen EID MAR Aureus des Brutus der höchste Preis erzielt, der je für eine antike Münze bei einer Auktion bezahlt wurde (fast 4,2 Millionen USD). Die Goldmünze wird mit der Ermordung Caesars an den Iden des März im Jahr 44 v. Chr. assoziiert und ist eines von insgesamt nur drei erhaltenen Exemplaren.

Digitale Erweiterung

Die geschilderte numismatische Objektbiografie lässt sich durch die digitale Sphäre erweitern. Die Numismatik stellt einen Idealfall für die Verwendung von digitalen Methoden dar, wodurch digitalisierte Münzsammlungen pionierhaften Charakter aufweisen. Das digitale Nachleben von Münzen kann beispielsweise im interaktiven Online-Katalog des Münzkabinetts Berlin besichtigt werden. Dort sind die Münzen fotografisch mit Vorder- und Rückseite erfasst und mit allen relevanten Normdaten wie Gewicht, Durchmesser, Material sowie Beschreibung dokumentiert. Im Sinne der Prinzipien von Linked-Open-Data werden bestimmte Informationen miteinander verknüpft und zueinander in Beziehung gesetzt,² die Münzen werden so zu «Digital Objects», zu «programmierten Dingen mit neuen Handhabungsmöglichkeiten».³

Die Münze erhält zudem eine einmalige Objekt-ID, wodurch stets genau dieses Stück identifiziert wird und die Münzdokumentation als Kulturgüterschutz bezeichnet werden kann. Der interaktive Münzkatalog von Berlin gehört zum gemeinsamen Portal «ikmk.net» (Interaktiver Katalog der Münzkabinette), welches seit Mai 2021 existiert und bei dem Berlin mit seinem Dokumentationsstandard federführend ist. Insgesamt sind 29 Münzsammlungen beteiligt und weitere wie das Münzkabinett Winterthur sowie die KIPKE Collection des Benaki Museums in Athen folgen mit ihren numismatischen Sammlungen. Besonders im Verlauf der Corona-Pandemie wurde deutlich, wie relevant digitalisierte Bestände sind. Wie Matthias Jung bemerkt, können die verschiedenen Bedeutungsebenen eines numismatischen Objektes «nicht nur in einer diachronen Abfolge sich ablösend, sondern synchron und damit sich überlagernd sein».⁴ Dies gilt auch für die Münze, da sie beispielsweise aktuell als Ausstellungsobjekt im Rahmen einer Sonderausstellung fungieren kann, aber gleichzeitig online als Digitalisat zu Forschungszwecken für das wissenschaftliche Netzwerk zugänglich ist. Die Funktion changiert zwischen moderner und digitaler Welt. Als Digital Object muss die Münze in ihrer nachhaltigen und fairen Datenlandschaft digital gepflegt werden, um sie für die Zukunft als Kulturgut zu bewahren.

Literatur

- Hofmann, Kerstin P. et al. (2019): Ding-Editionen. Vom archäologischen (Be-)Fund übers Corpus ins Netz (e-Forschungsberichte des Deutschen Archäologischen Instituts Fasz. 2), S. 1–12.
<https://doi.org/10.34780/s7a5-71aj>
- Jung, Matthias (2015): Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur, in: Boschung, Dietrich, Kreuz, Patric-Alexander und Kienlin, Tobias (Hg.), *Biography of Objects: Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*, Paderborn, S. 35–65.
- Krmnicek, Stefan (2009): Das Konzept der Objektbiographie in der antiken Numismatik, in: Von Kaenel, Hans-Markus und Kemmers, Fleur (Hg.), *Coins in Context I. New perspectives for the interpretation of coin finds*, Mainz, S. 47–59.
- Schär, Fabian und Aleksander Berentsen (2020): *Bitcoin, Blockchain, and Cryptoassets: a Comprehensive Introduction*, Cambridge.
- Wigg-Wolf, David und Frédérique Duyrat (2017): *The Linked Open Data Revolution in Numismatics. The examples of nomisma.org and Online Greek Coinage (Digital Archaeology 1)*.
<https://doi.org/10.21494/ISTE.OP.2017.0171>

Links

Projekt Nomisma.org: <http://nomisma.org>
 Interaktive Kataloge der Münzkabinette: <https://ikmk.net>
 Inventar der Fundmünzen der Schweiz: www.fundmuenzen.ch

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7328543>

Zur Autorin

Olivia Denk ist Archäologin und Numismatikerin und schliesst derzeit ihre Promotion an der Universität Basel ab. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Spezialistin für Open Science bei den Akademien der Wissenschaften Schweiz.



Numismatisches Kunstprojekt im digitalen Raum von Olivia Denk

2 Wigg-Wolf und Duyrant 2017.

3 Hofmann 2019, 4.

4 Jung 2015, 52.

Parole dalla ricerca

I danèn i fa danán, i soldi fanno dannare

Il denaro nei modi di dire dei dialetti della Svizzera italiana

Michele Moretti

Fin dagli antichi tempi della sua adozione come mezzo di scambio e di concretizzazione della ricchezza, l'umanità intrattiene con il denaro un rapporto estremamente variato, che colloca agli estremi di un ampio spettro di situazioni ora il suo ruolo provvidenziale di veicolo di benessere e promozione sociale, ora quello disastroso di strumento di rovina e perdizione. Di tale plurivalenza si trovano cospicue tracce anche nelle nostre comunità tradizionali, dove l'attrazione-repulsione esercitata dal denaro anima una nutrita serie di modi di dire proverbiali affidata all'oralità dialettale.

Pòch danée, scars amis: potere, bellezza, libertà

Nelle parlate della Svizzera italiana, dove contrariamente all'italiano, che predilige la forma singolare *denaro* con valore collettivo, è di impiego generale il plurale *danée*, una prima serie di espressioni avverte dell'importanza e del potere del denaro: *pan, pagn, bòn cumpágn e dané begnaròv sémpri ga n'avé*, pane, vestiti, buoni amici e denari occorrerebbe averne sempre (Poschiavo), *un óm senza danée u n'a nianch léngua in bóca*, un uomo senza soldi non ha neanche la lingua in bocca: non può nemmeno parlare (Brione Verz.). Perfino le migliori intenzioni necessitano dei mezzi per realizzarle: *metá parée, metá danée*, per metà pareri, per metà denari: i buoni consigli vanno accompagnati da aiuti concreti (Locarno). Una solida base finanziaria è soprattutto auspicabile quando si devono affrontare passi impegnativi come la scelta del consorte: *chiura l'óm, chiural tutt, senza danéi cuma l'è brütt*, guarda il pretendente, guardalo tutto, senza denari come è brutto (Russo), *a maridass e gh gua véss in trii, mí e lé e la bórsa di danée*, per sposarsi occorre essere in tre, io, lei e la borsa dei denari (Roveredo Grig.). Alla disponibilità di denaro è riconosciuta una decisiva influenza sui rapporti sociali: *quand da danée nu n ga n'è, sa taca lit e sa sa mía parchè*, quando scarseggia il denaro, si litiga e non si sa perché (Vacallo), *pòch danée, scars amis*, pochi soldi, pochi amici (Gandria); *cui danée e l'amicizzia a sa cumpra anca la giüstizzia*, coi soldi e l'amicizia si corrompe anche la giustizia (Mendrisio).

Vi sono però cose che non si possono comperare: *la libertá da fá e desfá, gh'è mía danée che a pòda pagá*, la libertà di poter disporre a piacimento è impagabile (Mendrisio); d'altra parte, altri mezzi possono dimostrarsi più efficaci: *a val püssée la tòla che i danèe*, vale più la latta che i soldi: si ottiene di più con la sfacciataggine che con i mezzi economici (Crana).

Danée fa danée e piöcc fa piöcc: risparmiare e incrementare

All'interno dei modelli economici vigenti in passato, in buona parte fondati sull'autarchia, risultava difficile procurarsi dei guadagni pecuniari: *i danée i sa müsüra min'a cul stée*, i soldi non si misurano con lo stajo: si guadagnano a poco a poco (Rovio), *i danée i gh'a sü sett cróst*, i denari hanno sette croste: costano molte fatiche (Lugano); era di conseguenza assai sentita l'importanza di saper gestire oculatamente il denaro, in particolare attraverso il risparmio e l'accortezza nella spesa: *i danée sparmii inn i prim guadagna*, i denari risparmiati sono i primi a esser guadagnati (Vacallo), *i dané inn fai da spénd, ma inn piatt par méta in pigna*, i soldi sono fatti per spendere, ma sono

piatti per poterli accumulare uno sopra l'altro (Morbio Sup.). La disponibilità di denaro ne favorisce d'altra parte l'incremento: *danée fa danée e piöcc fa piöcc*, il denaro fa denaro e i pidocchi fanno pidocchi: ricchezze e miserie si autoalimentano (Locarno), *chi gh'a danée da tütt i témp crumpa la ròba par niént*, chi ha sempre soldi a disposizione compra la roba per niente: può approfittare delle occasioni (Rovio). Per fare buoni affari si raccomanda comunque *léngua in bóca, dané in bórza*, lingua in bocca, denari in borsa: chi sa tacere sa fare buoni affari (Soazza), giacché *el balée el fa miga danée*, il fanfarone non arricchisce (Roveredo Grig.).

***I danér i ann lan gamba cürta:* volatilità e dannazione**

La ricchezza si rivela spesso effimera, i soldi possono cambiare di mano o esaurirsi rapidamente: *i danér i ann lan gamba cürta*, i soldi hanno le gambe corte (Soglio), *i danée i cur*, corrono (Viganello), *i dinár i gh'a i ar*, hanno le ali (Mergoscia), *i danè i vann che i gólan*, se ne vanno volando (Soazza): durano poco; *i dané i énn rotónd*, *i énn gnanch sciá e i énn giá nacc*, i soldi sono rotondi, non sono nemmeno arrivati che se ne sono già andati (Soazza); *danée e piásée i dūra da nu vdée*, soldi e favori durano da nemmeno vederli: pochissimo (Cavergno). Destinati a mantenersi poco sono soprattutto quelli di illecito o troppo facile acquisto: *danée robaa i è prést sfümaa*, i soldi rubati spariscono velocemente (Viganello), *danée da furtüna dūran mén d'una lūna*, i soldi di fortuna durano meno di un ciclo lunare (Vacallo), *danée migna südaa sa spéndan sénza pensá*, il denaro ottenuto senza fatica viene speso sconsideratamente (Mendrisio).

Come per i vizi e le virtù, la curiosità e l'invidia sociali portano ad azzardare congetture sulle fortune altrui, generalmente sopravvalutandole, invitando nel contempo a diffidare di chi ne vanta di straordinarie: *denè e pecá l'è catív giüdicá*, soldi e colpe sono difficili da stimare (Cimadera), *danéi e furasté, catív da savé*, i soldi e gli stranieri rimangono imponderabili (Auressio); *danée, cò e féd, a ga n'è mén da quèll che sa créd*, di denaro, giudizio e fede ce n'è meno di quello che si crede (Mendrisio), *danée e santità, mitá dala mitá*, denaro e santità, metà della metà (Linescio).

Viene riconosciuta la possibile influenza nefasta del denaro: *i danée inn cumè i cá, quan ga n'è tròpp ai fann tribülá*, i soldi sono come le case, quando ce ne sono troppi sono fonte di problemi e preoccupazioni (Mendrisio). Ma i maggiori pericoli sono di ordine morale, e l'avversione per il denaro si è tradizionalmente manifestata soprattutto nell'ambito religioso: *i danèn i fa danán*, i soldi portano alla dannazione (Intragna), tanto che san Francesco proibiva ai suoi seguaci di toccare le monete, che dovevano semmai essere raccolte con la bocca. Al denaro veniva addirittura riconosciuta un'appartenenza demoniaca; si racconta tuttavia che a chi lo qualificava come sterco del diavolo, una vecchietta così amaramente rispose: *al diavol u podréss bé gnii a cagaa süla mè pèia*, il diavolo potrebbe ben venire a cacare sul mio mucchio di letame (Minusio).



In questa sezione i collaboratori dei quattro vocabolari nazionali della Svizzera sono stimolati a intervenire su un argomento prestabilito. In questo numero: "il denaro".

Bibliografia

- *Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana*, vol. 8 (2015-2019), pp. 30-35 s.v. *danée*

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.7243873>

L'autore

Michele Moretti è collaboratore scientifico presso il Centro di dialettologia e di etnografia di Bellinzona.



«Tatsächlich wissen wir nicht genau, zu welchem Zweck die Münze erfunden wurde.»

*Interview mit Rahel C. Ackermann und Daniel Schmutz
Fragen: Christina Graf und Heinz Nauer*

Kupferrohling, Trite, Bitcoin: Sie alle erfüllen die Definition von Geld, bestätigen die Numismatikerin Rahel C. Ackermann und der Historiker Daniel Schmutz im Interview. Wir haben sie zur Funktion und Ästhetik von Münzen, zu früheren Phasen der Inflation und zum Verhältnis von Frauen und Geld befragt.

Versetzen wir uns ins Jahr 100 nach Christus. Ein Helvetier geht in der Stadt Aventicum (heute Avenches, Kanton Waadt) auf den Markt. Was für Münzen hat er im Beutel?

A Er bezahlte vermutlich mit römischen Kupfermünzen. Die Schweiz war damals gut ins römische Reich integriert, das über eine funktionierende Geldwirtschaft verfügte. Die Menschen bestritten ihre Alltagsgeschäfte grundsätzlich mit Kupfergeld. Silber- und Goldmünzen wurden zwar geprägt, aber waren zu viel wert, um im Wirtshaus ein Bier zu bezahlen. Sie wurden eher in der Hochfinanz verwendet oder um Steuern zu begleichen.

Es gibt Schätzungen, die besagen, dass das Niveau der Monetarisierung der Römerzeit erst im 19. Jahrhundert wieder erreicht wurde.

S Die Römer waren von den kleinsten bis zu den grössten Nominalen hervorragend mit Münzen ausgestattet. Es gibt Schätzungen, die besagen, dass das Niveau der Monetarisierung der Römerzeit erst im 19. Jahrhundert wieder erreicht wurde.

Und auf den Münzen abgebildet war der Kopf des Kaisers?

A Ja, in der Regel schon. Nach den Wirren um Nero gab es den Versuch, die Republik wieder zu etablieren und auf den Münzen den Senat hervorzuheben anstelle des Kaisers. Das hielt sich aber nicht lange. Das zeigt schön, wie unglaublich politisch Münzen sind. Wenn ein neuer Kaiser an die Macht kam, liess er auch sofort Münzen mit seinem Abbild prägen, damit das ganze Reich davon erfuhr. Die alten Münzen blieben allerdings im Umlauf und wurden höchstens umgemünzt, wenn sie nach Rom kamen.



Mit einer solchen Münze könnte der Helvetier auf dem Markt in Aventicum bezahlt haben: Vorderseite und Rückseite einer Münze des römischen Kaisers Traianus (98–117 n. Chr.), gefunden in Vindonissa (Windisch AG).

Wann die ersten Münzen geschlagen wurden, lässt sich relativ gut datieren: Im 7. Jahrhundert vor Christus an der türkischen Ägäisküste. Aber was führte eigentlich zur Erfindung der Münze?

S Das ist eine spannende Frage. Münzen haben sich als Zahlungsmittel im Alltag als enorm nützlich erwiesen. Deshalb scheint der Schluss naheliegend, dass sie aus diesem Bedürfnis heraus entstanden sind. Aus historischer Sicht gibt es hier aber grosse Unstimmigkeiten. Die ältesten gefundenen Münzen sind aus einer Gold-Silber-Legierung (sogenanntes Elektron) und waren entsprechend viel wert. Die Trite zum Beispiel, eine der am weitesten verbreiteten Münzen in dieser frühen Phase, hatte den Gegenwert von 16 Schafen. Damit geht man nicht auf den Markt, um Brot oder Fisch zu kaufen. Dazu kommt, dass der früheste bedeutende Schatz dieser Elektronmünzen, den wir ziemlich genau auf 560 v. Chr. datieren können, unter dem Tempel der Artemis in Ephesos gefunden wurde. Hier waren die Münzen also nicht in einen wirtschaftlichen, sondern in einen religiösen Kontext eingebettet. Es ist auch möglich, dass Münzen als Soldzahlungen, Tributzahlungen oder Mitgift gedacht waren. Tatsächlich wissen wir nicht genau, zu welchem Zweck die Münze erfunden wurde.

A Dem stimme ich zu. Allerdings möchte ich ergänzen, dass der Wunsch nach normiertem «Geld» in irgendeiner Form vermutlich älter als die ersten Münzen ist. In unserer Gegend fand man Depots aus der Bronzezeit mit Hunderten von Rohgüssen von Beilen, Sicheln oder Lanzenspitzen. Als Werkzeug konnte man diese nicht nutzen. Was also war ihr Zweck? Es ist durchaus denkbar, dass die Rohgüsse im Sinne von normiertem «Geld» gehandelt wurden – als wiederverwertbares Rohmaterial, das zudem mit Prestige versehen war.

Warum hat sich die Münze in der Folge so rasant und erfolgreich durchgesetzt?

A Münzen mit Edelmetallgehalt hatten den grossen Vorteil, dass sie handlich, transportabel und ortsunabhängig waren. Eine zentrale Instanz, zum Beispiel der Kaiser von Rom, garantierte, dass in den Münzen tatsächlich so viel Gold oder Silber enthalten war wie angegeben. Jeder im Mittelmeerraum wusste also, wie viel eine Silbermünze von einer bestimmten Grösse aus Athen wert war, und akzeptierte sie dementsprechend. Das bot eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit für den Einzelnen. Als es die Münzen einmal gab, waren sie darum als Zahlungsmittel rasch konkurrenzlos.

Wer bestimmte denn, ob eine Fremdwährung akzeptiert wird – und zu welchem Kurs?

A Der Edelmetallgehalt war ausschlaggebend. Wenn Söldner beispielsweise mit neuen Münzen in die Eidgenossenschaft zurückkamen, wurden diese analysiert, und an der Tagsatzung wurde ein Kurs festgelegt. Aufgrund von Angebot und Nachfrage konnte der Wert von Edelmetall aber durchaus stark schwanken. Das war bereits in der Antike so. Im alten Ägypten gab es zum Beispiel viel Gold und verhältnismässig wenig Silber, während es in Anatolien mit seinen Silberminen genau umgekehrt war. Findige Leute haben das schon damals verstanden und auf dem Weg von Anatolien nach Ägypten oder zurück den Mehrwert abgeschöpft.

S Interessant ist ja, dass in der Antike der gleiche Gegenstand in Athen eine Münze mit Kurswert und in Arabien Warengeld sein konnte. In Arabien entsprach der Wert der Münze dem Wert des Edelmetalls, das darin erhalten war – sie musste also gewogen werden. In Athen hingegen war ihr Wert durch einen festen Wechselkurs definiert.

Es gab also einerseits den messbaren Materialwert der Münze. Andererseits musste man aber auch darauf vertrauen, daran «glauben», dass man wirklich einen Gegenwert erhält ...

S Geld ist überspitzt gesagt Psychologie. Schlussendlich ist es reiner Glaube, ob etwas wertvoll ist. Als die Münzen noch Edelmetall enthielten, war es relativ einfach, daran zu glauben. Der Glaube an den Wert von Edelmetall hat eine lange Tradition. Heute hingegen existiert der Grossteil des Geldes nur noch in digitaler Form. Dass wir dennoch fest an seinen Wert glauben, hat mich schon immer fasziniert. Eigentlich leben wir in einer revolutionären Zeit: Jahrtausende war Geld ohne ein hinterlegtes Edelmetall unvorstellbar. Noch bis 1967 enthielten die Schweizer Franken Silber. Heute glauben bereits viele an den Wert einer rein elektronischen Zahlenkette. Das hat sich innert weniger Generationen komplett verändert!

Sie haben die Kryptowährungen bereits angetönt. Im Bernischen Historischen Museum läuft derzeit die Ausstellung «Das entfesselte Geld». Sie erzählt von der Münze bis zum Bitcoin die lineare Geschichte einer quasi natürlichen Evolution des Geldes bis zur «entfesselten Finanzwelt» von heute. Aber lässt sich ein Bitcoin überhaupt in eine Linie setzen mit einer antiken Silbermünze?

S Der Kryptocoin erfüllt genau wie die Banknote und die antike Münze die ökonomische Definition von Geld: Sie alle haben einen Wert, der transportiert werden kann, und sie alle sind in einzelne Portionen «abpackbar»: ein, zwei, drei Bitcoins, ein, zwei, drei 20er-Noten, ein, zwei, drei Tritten. Dazu kommt eine gewisse Rarität: Geld kann nicht beliebig vermehrt werden.

Die Entwicklung von der antiken Münze zur Kryptowährung entspricht einer zunehmenden Entmaterialisierung und Entfesselung. Sie fand in mehreren Stufen statt, bei denen wir uns von alten Vorstellungen verabschieden mussten: die Erfindung der Münze. Die Verbreitung der Banknote. Der Wegfall der Golddeckung mit dem Nixon-Schock 1971. Dann das Aufkommen der elektronischen Zahlungsmittel und heute der Kryptowährungen. Ähnliche Entwicklungen gab es übrigens auch in China und im Indusgebiet, wo etwa gleichzeitig Münzen entstanden wie in Europa, jedoch teilweise in einem anderen Tempo. So waren Banknoten in China bereits zur Zeit des europäischen Hochmittelalters verbreitet, während wir sie erst seit der Frühen Neuzeit kennen.

Machen wir einen Sprung ins späte Mittelalter: Was für Münzen trug ein Handelsmann mit sich, der im Jahr 1500 den Markt in Wolhusen bei Luzern besuchte?

A Ab 1422 gibt Luzern selbst Münzen heraus. Deshalb hat er wohl einige Luzerner Münzen dabei, auf denen der Stadtheilige Leodegar abgebildet ist. Vermutlich zusammen mit einigen Basler oder Zürcher Münzen, weil die kleine Luzerner Münzstätte nicht genug produzieren konnte.

S Es ist eine historische Konstante in der Schweiz, dass immer zu wenig Edelmetall da war, um den Bedarf zu decken. Kleine Münzen zirkulierten daher eher regional, grosse international. Falls der Handelsmann in Wolhusen eine Goldmünze dabei hatte, war sie vermutlich französisch oder italienisch. Erst ab 1907, mit der Gründung der Nationalbank und als diese Banknoten herausgab, konnte die Schweiz ihren Geldbedarf komplett mit Schweizer Franken decken.

Die Frauen hatten Zugriff auf Geld. Sie waren sogar in den Wechsel und in die Produktion involviert.

Wir haben über den spätmittelalterlichen Handelsmann gesprochen. Wie sah es mit den Frauen aus? Hatten sie in dieser Zeit überhaupt Zugriff auf Geld?

A Die Frauen hatten Zugriff auf Geld. Sie waren sogar in den Wechsel und in die Produktion involviert. Auf Bildern aus den Niederlanden sieht man teilweise einen Mann und eine Frau, die Geld prüfen und wechseln. Abrechnungen der Münzstätte in St. Gallen weisen die Frau des Münzmeisters als Lohnempfängerin aus. Aus Chur ist eine Dynastie von Münzmeistern bekannt, bei der das Amt in der Familie weitergeben wurde. Wenn ein Mann früh verstarb, gab die Frau das Wissen an ihren nächsten Mann weiter, der dann Münzmeister wurde. Sie hatte offensichtlich das Knowhow dafür.

S Aus der Neuzeit gibt es zudem Bilder von bürgerlichen Frauen, die einen Schlüssel am Gürtel tragen. Damit war bestimmt nicht nur die Hoheit über die Speisekammer gemeint, sondern auch über das Haushaltsbudget.

Waren Frauen auch auf den Münzen selbst vertreten, als Abbildungen?

A Die allerschönsten Münzen, die es gibt, sind grosse griechische Prägungen mit Göttinnen, den Nymphen des lokalen Flusses und Personifikationen von Tugenden. Da gibt es Porträts von jungen Frauen, die sind zum Sterben schön. Die Römer wiederum haben ihre Töchter und vor allem Ehefrauen auf die Münzen gesetzt. Es gab hingegen nur wenige Herrscherinnen, die aktiv Münzen herausgaben: Kaiserin Zenobia von Palmyra oder auch Kleopatra sind vielleicht die berühmtesten von ihnen. Im Mittelalter war auf den Münzen fast konkurrenzlos Maria abgebildet. Ab dem 19. Jahrhundert finden wir wiederum vermehrt weibliche Personifikationen von Staaten: Helvetia für die Schweiz oder Marianne für Frankreich.

S Die Idee, Eigenschaften in Form einer Frauengestalt darzustellen, kommt ja ursprünglich von den Römern. Ich finde es spannend, wie sich das bis heute auf unseren Münzen gehalten hat.



Frauen auf Münzen: Kopf der Nympe Arethusa mit Perlenhalsband und Ohrschmuck auf der Rückseite (oben) einer Dekadrachme aus Syrakus, Sizilien, um 406 v. Chr. Die lockigen Haare werden von einem Haarnetz und einem schmalen Metallreif zusammengehalten. Um den Kopf sind die Münzumschrift und vier Delphine verteilt. Auf der Vorderseite (unten) ist ein Viergespann (quadriga) mit Wagenlenker abgebildet; darüber fliegt Nike mit einem Kranz, um den Lenker zu bekränzen. Im Abschnitt finden sich Helm, Panzer und Beinschienen.

Entwickelten sich die Abbildungen auf den Münzen parallel zu gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen? Oder gingen sie diesen gar voraus?

S Im Gegenteil, Münzbilder sind in der Regel konservativ. Wenn man sie sich einmal eingepägt hat und ihnen vertraut, sollen sie schliesslich nicht gleich wieder wechseln. Der Dukat von Venedig wurde beispielsweise rund 600 Jahre lang mit demselben Bild geprägt. Zugleich sind Münzbilder urpolitisch, wie ein Beispiel aus der Zeit Justinians II. aus Byzanz zeigt: Ab einem bestimmten Moment tauschen der Kaiser und Christus auf der Münze die Plätze. Christus ist nun auf der Vorder-, der Kaiser auf der Rückseite. Das Münzbild spiegelt also den Übergang von einem heidnischen in ein christliches Staatsgebilde wider.

Wirkt sich die Ästhetik, das Münzbild, auch auf den Umgang mit der Münze aus?

A Zum Teil ja. Hier gibt es ein rührendes Beispiel: In einem ungarischen Grab wurde ein Christusköpfchen aus einer byzantinischen Goldmünze gefunden. Offenbar hat jemand das Köpfchen sorgfältig ausgeschnitten, dem Grab beigegeben und den Rest der Münze anderweitig verwertet.

Ich stelle mir vor, dass Münzen mit ihren Abbildungen eine starke nationale Identifikationsfunktion haben. Stimmt das?

A Es ist erstaunlich, wie schlecht die Menschen ihre Münzen anschauen und kennen. Die wenigsten Leute wissen, was auf einer Schweizer Münze abgebildet ist. Wenn es um das neue Design einer Banknote geht, dann schauen die Menschen ihr Geld an, aber danach gewöhnen sie sich daran und vergessen es wieder. Ich musste darum etwas schmunzeln über die ganze Diskussion um die Präambel der Bundesverfassung und ob Gott dort noch erwähnt sein soll. Schliesslich steht auf jedem Fünf-Franken-Stück «Dominus providebit», «der Herr wird vorsorgen» – darüber beschwert sich niemand.

S Ich erinnere mich, wie die Menschen bei der Einführung des Euros ihr Geld plötzlich wieder anschauten und sich freuten, wenn sie eine seltene Münze aus einem kleinen Euroland im Portemonnaie hatten. Überhaupt war das ein wichtiger Moment für die EU. Durch die Münzen und Noten wurde sie greifbar, während sie vorher nur ein theoretisches Konstrukt war. Ich denke, das ist für jedes Staatsgebilde ein wichtiger Schritt.

Um ein anderes Gegenwartsthema aufzugreifen: Lässt sich anhand von Münzfunden etwas über frühere Zeiten von Inflation sagen?

A Aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus finden sich bei uns relativ viele Asse, die halbiert sind, also Hälften vom kleinsten geprägten Nominal. Es scheint eine Unterversorgung mit Kleingeld gegeben zu haben. Diese halbierten Asse verschwinden ab ungefähr 40 nach Christus, was auf eine Teuerung hinweist. Im zweiten Jahrhundert verschwinden auch die ungeteilten Asse, und man findet vermehrt Dupondien und Sesterzen, die das Doppelte oder Vierfache wert sind. Da gab es wohl einen weiteren Teuerungsschub.

S Im dritten Jahrhundert herrschte eine galoppierende Inflation aufgrund der vielen Kriege und weil jedes Jahr einen oder mehrere neue Kaiser kannte. Dasselbe Nominal, der Antoninian, der zu Beginn des Jahrhunderts noch relativ gross war, mit ziemlich viel Silber drin, war am Ende des Jahrhunderts nur noch ein kleines Kupferkrümelchen. Das Silber wurde einfach durch Kupfer ersetzt. Aufgrund des hohen Bedarfs zur Deckung der Kriegskostenprägten die Herrscher massenhaft und hofften, dass die Söldner den Ramsch dennoch annehmen würden.

Ab wann realisierte man, dass Geldmenge und Geldwert möglicherweise zusammenhängen?

S Die ersten Geldtheorien gab es im 16. Jahrhundert. Vorher war man noch komplett im Blindflug. Damals formulierte man beispielsweise das berühmte Greshamsche Gesetz, das besagt, dass schlechtes Geld gutes Geld stets verdrängt. Münzen mit einem tieferen Metallwert bleiben also im Umlauf, auch wenn sie denselben Nominalwert haben wie die guten Münzen. Wir kennen das noch heute: Schmutzige Einfränkler versuchen wir loszuwerden, während wir die glänzenden behalten. Im 18. Jahrhundert fiel John Law dann mit der Ausweitung der Geldmenge völlig auf die Nase, was eine Wirtschaftskrise zur Folge hatte. Nach jeder grossen Krise versuchte man, ein ökonomisches Gesetz zu basteln und hoffte, dass es bei der nächsten Krise halten würde. Heute stellen wir leider fest, dass die Theorien, die wir in Folge der grossen Inflation nach dem Ersten Weltkrieg formuliert haben, auch nicht mehr unbeschränkt gelten.

A Für die Römer stellten sich solche Überlegungen noch gar nicht. Die Kaiser und ihre Verwaltung hatten nicht den Anspruch, die Zivilbevölkerung mit Geld zu versorgen, sondern prägten, um ihren eigenen Bedarf zu decken. Darum wurde in Kriegszeiten so viel Geld produziert.

Das Vertrauen in Bargeld ist weiterhin stabiler als in digitales Geld.

Wird das Bargeld demnächst verschwinden?

S Ich denke nicht. Das Vertrauen in Bargeld ist weiterhin stabiler als in digitales Geld. Sobald das Vertrauen in den Staat oder in das Funktionieren des Systems verschwindet, horten die Menschen wieder Tausendernoten unter der Matratze. Ich denke, mit dem gestiegenen Risiko von Stromausfällen werden wir das auch wieder beobachten.

A Die Behörden empfehlen Bargeld auch offiziell als Teil des Notvorrats, den jede und jeder halten sollte. Zudem gibt es zahlreiche jahrhundertalte Praktiken und Gedankenmuster mit Münzen, die bis heute fortdauern.



Rahel C. Ackermann

Rahel C. Ackermann leitet seit 1999 das Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS), einer Institution der SAGW. Sie hat an der Universität Basel Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Alte Geschichte studiert. Sie arbeitet in den internationalen numismatischen Netzwerken «nomisma.org» und «European Coin Find Network» mit und ist Co-Chair der Arbeitsgruppe «Digital Numismatics» von Dariah-EU.



Daniel Schmutz

Daniel Schmutz ist Historiker und Konservator. Er kuratiert beim Berner Historischen Museum die Sammlung Numismatik und Staatsaltertümer und koordiniert die historische Sammlung. Dort hat er auch bei der Wechsellausstellung «Das entfesselte Geld» mitgewirkt, die noch bis Januar 2023 läuft.

Impressum

Bulletin 28,3, Dezember 2022

Das Bulletin kann auf der Website der SAGW kostenlos abonniert werden.

Auflage
2500

Redaktion
Heinz Nauer, Fabienne Jan und Howald Biberstein (Bildessay)

Bilder

- Titelbild: Man with metal suitcases on Paradeplatz
© Mark Henley (www.markhenleyphotos.com), series «Bank on us»
- S. 12: Screenshots aus der Sendung «SRF Meteo», 30. Juni 2021
- S. 15, 16: Zurich Switzerland, Thomas8047 via Flickr (CC BY 2.0)
- S. 22: W. Kuhnert nach einer Fotografie von O. C. Hastings (CC0 Public Domain)
- S. 25: Porträt Heinzpeter Znoj: Dres Hubacher
CC BY 2.0
- S. 27: © KEYSTONE/René Ruis
- S. 28: Cary Ennis, Glow from a Growing Heart, 2020 (www.artsy.net)
- S. 33: John Lawson Stoddard (1850–1931), England and London: John L. Stoddard's Lectures, Volume 9, part 14, Norwood Press, p. 298 (CC0 Public Domain)
- S. 37: Hablot Knight Browne (1815–1882) (CC0 Public Domain)
<https://www.dcbank.ch/portrait/herkunft/www.portraitarchiv.ch/portrait/show/3616>,
- S. 39: Original im Staatsarchiv Obwalden
- S. 45: © KEYSTONE/SUEDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO/Schraudenbach, Kurt
- S. 46: Münzkabinett Berlin, Aufnahme durch Lutz-Jüraen Lübke (Public Domain Mark 1.0)
<https://ikmk.smb.museum/object?id=18250981>
- S. 48: Inventar der Fundmünzen Schweiz IFS.
- S. 50: Münzkabinett Berlin, Aufnahme durch Dirk Sonnenwald (Public Domain Mark 1.0)
- S. 55: Porträt Daniel Schmutz: Berner Historisches Museum
- S. 57: Porträt Daniel Schmutz: Berner Historisches Museum
- S. 58: Porträt Daniel Schmutz: Berner Historisches Museum

Gestaltung
Howald Biberstein, Basel

Korrektorat
Wortkiosk, Manuela Di Franco (deutsch)
Mot pour mot, Estelle Rutishauser (französisch)
Hypertext, Martina Knecht (italienisch)

Druck
rubmedia AG, Wabern / Bern

DOI
<https://doi.org/10.5281/zenodo.7360371>

Disclaimer

Die einzelnen Beiträge in diesem Heft können Meinungsäusserungen der Autor:innen enthalten und stellen nicht grundsätzlich die Position der SAGW dar.



Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution. Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange die Urheber:innen und Quellen angemessen angegeben werden. Das Verwertungsrecht bleibt bei den Autor:innen der Artikel. Sie gewähren Dritten das Recht, den Artikel gemäss der Creative-Commons-Lizenzvereinbarung zu verwenden, zu reproduzieren und weiterzugeben. Den Autor:innen wird empfohlen, ihre Daten in Repositorien zu veröffentlichen.

Wir legen Wert auf eine nachhaltige Produktion.

Gedruckt wird mit Strom aus Wasserkraft. Die Farbe ist frei von Mineralöl und potenziell toxischen Metalltrocknern, ist energiesparend und besitzt das Gold-Zertifikat Cradle-to-Cradle. Das Recyclingpapier Refutura ist nach dem Standard «Blauer Engel» zertifiziert. Die Folie für die Verpackung ist zu 80% aus nachwachsenden Rohstoffen hergestellt worden.

printed in
switzerland



ISSN 1420-6560

